



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1908

5 (1908)

S. Maria Einsiedel

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirchlicher Dencherlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.

N. 5

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mt. 1,50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohltätern wird
das Vergißmeinnicht
gratis zugefandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Eine Neubekehrte aus Mariannhill zu Füßen Mariens.

Köln a. Rh.
Mai 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtemal allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Doppelter Frühling.

Tannendunkel, Taugenfunkel,
Träumerischer Amselschlag!
Balsamküste, süße Düste,
Schmeichelnd über Feld und Hag!

Aus dem Moose sintt der Rose
Glüterfüllter Liebesblick,
Und der Quellen Silberwellen
Rauschen rythmische Musik!

Ew'ger Schöne süße Töne
Durch verhallend irdischen Sar,
Beben leise; — diese Weise
Hab' gesucht ich winterlang!

Ja, ich fühlte, wie es wühlte
Mir im Herzen, Heimatweh.
Ewig ferne gold'ne Sterne —
Hier am Himmel, dort im See.

Eisensbanden sprangen, schwanden
Vor des Lenzes mildem Hauch.
Heiland, süßer! — Mich, den Büßer,
Löseß du von Banden auch!

Klingt und schmettert, jubelnd klettert
Mit der Kerche hoch empor,
Meine Lieder; — heim ja wieder,
Hand der Sohn, der sich verlor!

Franz Eichert.

Ein neues Missionskirchlein.

Von Rev. P. Apollinarius Schwammerger, O. C. R.

Lourdes. — Es dürfte die Leser des Vergißmeinnicht gewiß interessieren, nach längerer Zeit wieder einmal etwas über die Entwicklung des Missionswerkes auf unserer Missionsstation Lourdes, in Ost-Briqualand, zu hören.

Nachdem es uns vor 1½ Jahren vergönnt war, unsere zweite Außenstation, Unyembe, dem öffentlichen Gottesdienst zu übergeben — die erste, seit Jahren bestehende heiße Dumisa — bin ich heute in der glücklichen Lage, unsern verehrten Bönnern und Wohltätern mitteilen zu können, daß nun auch eine dritte, am kleinen Ibisi-Fluß gelegene Kirche bereits so weit ihrer Vollendung entgegengeführt ist, daß die feierliche Benediction voraussichtlich in vier Wochen stattfinden kann. (Ich schreibe diese Zeilen Ende Jan. 1908.) Nach dem Willen unseres gegenwärtigen Missionsobern soll dieselbe den Namen des hl. Franz Xaver, dieses Vorbildes aller Missionäre, tragen.

Während dieses dritte Kirchlein, wie gesagt, noch der kirchlichen Benediction harrt, ist der Bau einer weiteren Kapelle am entgegengesetzten Ende unseres Missionsbezirkes ein schreiendes Bedürfnis geworden. Es sind nämlich daselbst Protestanten der verschiedensten Sektionen und Namen bis hart an die Grenze unserer Missionsstation vorgerückt und suchen dort ein von Käffern dicht bevölkertes Gebiet, Engmaqua mit Namen, für sich zu gewinnen. Schon haben sie in der Nähe zwei Gebetshäuser mit Schulen errichtet, und das fordert uns gebieterisch auf, ebenfalls energisch die Hand ans Werk zu legen. Das einheimische Volk ist uns zum Glück sehr geneigt; sowohl Heiden wie Protestanten verlangen immer dringender nach der Lehre und dem Gottesdienst der ama Roma (Römer, Trappisten).

Gott allein weiß, wie schwer es dem Herzen des Missionärs wird, solche Rufe nach dem Heile hören zu müssen und sich dabei außer Stand zu sehen, ihnen entsprechen zu können. Denn zum Kirchenbau fehlt

mir außer dem Bauplatz und den Raum-Steinen einfach noch alles. Da bleibt mir nun nächst dem Gebete nichts übrig, als neuerdings an die bewährte Opferwilligkeit unserer edlen Wohltäter zu appellieren.

Ich habe die ganze Angelegenheit dem allzeit hilfsbereiten Herzen Jesu übergeben, damit es die Herzen röhre und die Hände zu einem milden Beitrag öffne. Wer will ein Scherlein dazu beitragen, wo es gilt, armen Schwarzen ein Missionskirchlein zu bauen und somit mitzuwirken am größten und schönsten aller Werke, der Rettung unsterblicher Seelen?

Sollte ein mit irdischen Glücksgütern mehr gesegneter Wohltäter zum genannten Bau eine namhafte Summe spenden, so sind wir gerne bereit, die Kirche nach einem Patron zu benennen, zu dem er etwa eine besondere Verehrung und das größte Vertrauen hegt.

Aus der Blumen- und Kinderwelt.

Von Schw. Engelberta.

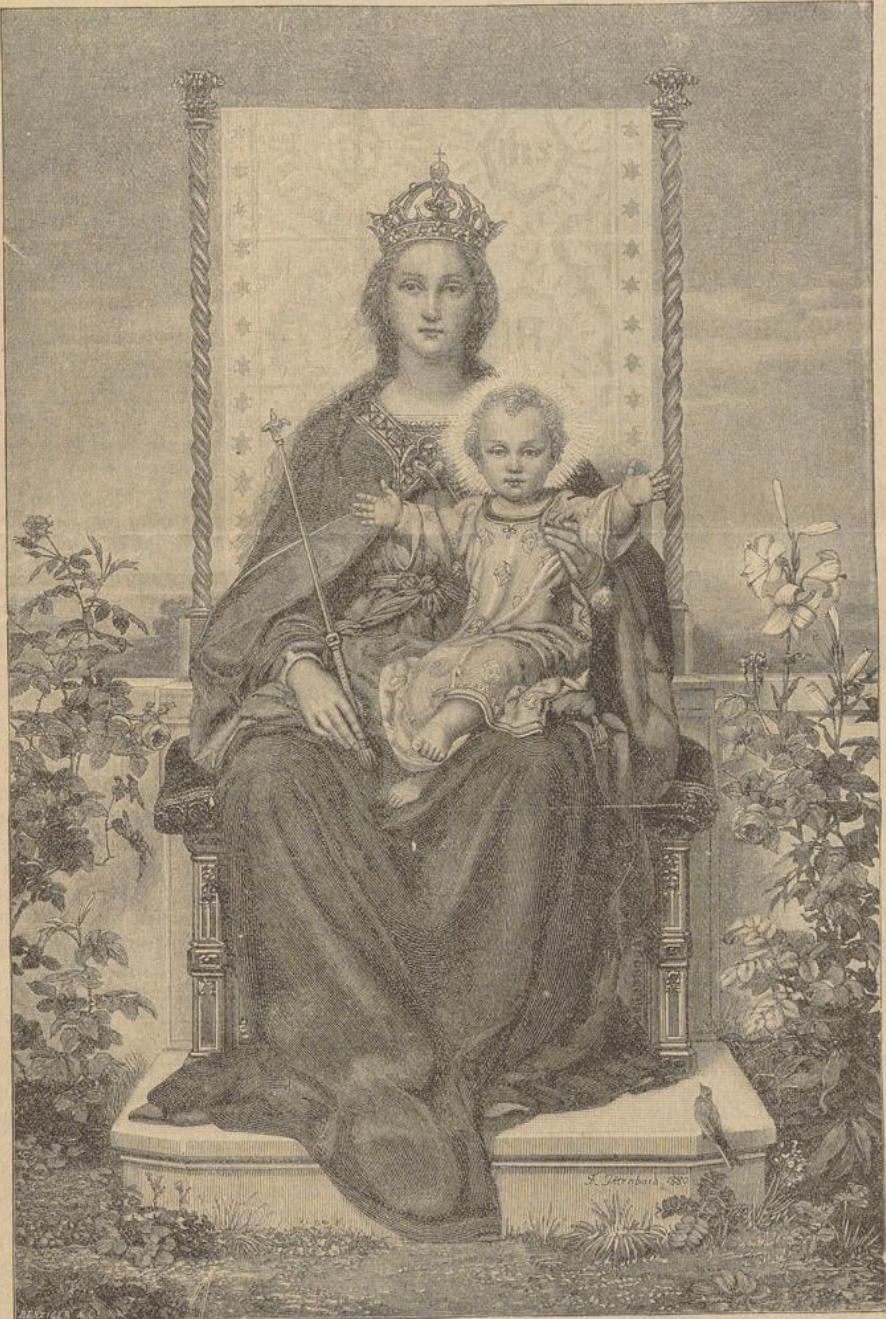
(Schluß.)

Czenstochau. — So gab es der Blumen und Blüten noch gar viele: Enzian und Quendel, Heidekraut und Seerose, Pantöpfelchen und Taufendultenkraut sc. sc. und ebenso wären in unserer Schule noch viele Bübchen und Mägdlein, die sich mit diesen Kindern der bunifarbenen Blumenwelt vergleichen ließen. Doch, ich denke, es ist nun des Guten genug geschehen. Nur ein Blümchen möchte ich zu guter Letzt unsern verehrten Lesern und Leserinnen noch anbieten, ein gar feines, hochdeltes Blümchen. Es wächst aber weder im Garten noch im Feld, sondern nur hoch oben, ich möchte sagen, in Himmelsnähe. Wollen wir es pflücken, so müssen wir hinauf in die Wolkenregionen des Hochgebirges, wo keine menschliche Wohnung mehr steht, nur Fichte und Edelanne zum Himmel ragen und die felsigen Berggrate unverwandt der Sonne ins Auge sehen. Hier steht das Blümlein, das wir suchen, das seine, zarte „Edelweiß“. Wie eine

Lichtelse und ein Edelräulein steht es in seinem weichen, sammertartigen Silberkleidchen da unter den Blumen des Hochgebirges, sodaß alle nur mit Ehrfurcht zu dieser ihrer Königin emporblicken.

Doch wie, es ist nicht allzu gewagt, ein armes, schwarzbraunes Käfferkind mit einem so zarten, seltenen Blümchen zu vergleichen? Ich dächte nein; im Gegenteil, ist jede unsterbliche Seele an sich schon unendlich erhaben über alle Gebilde der Natur, so verleiht ihr der christliche Tugendschmuck vollends einen Adel und eine Zier, daß selbst die schönste und farben-

prächtigste Blume nur ein schwaches Abbild davon genannt werden kann. Und solch edle, hochadelige Seelen finden sich gottlob nicht nur unter den Stämmen kaukasischer Rasse, sondern auch unter den Schwarzen. Manch' edle Seele hab' ich unter den Zulus schon kennen gelernt, doch kaum eine von so vor trefflicher Gemütsanlage, wie unsere kleine schwarze Lehrerin Veronika. Hohe Intelligenz, kindlicher Frohsinn und höchster sittlicher Ernst finden sich in ihr so harmonisch gepaart mit Milde, Freindlichkeit und uneigennützigster Selbstlosigkeit, daß ich ohne Beden-



Maria mit dem Kinde so lieb, den Segen uns gib!

Böhmis. Kunstdruck, München.

len sagen kann, sie ist das „Edelweiß“ unter unsrern Kindern. Nur ihre dunkle Hautfarbe erinnert noch daran, daß sie einst ein Heidenkind gewesen; im übrigen zeigt sie eine Reife der Sitten, eine Klugheit, eine natürliche, durchaus ungekünstelte Wohlstandigkeit, daß selbst viele weiße Kinder sich mit ihr nicht messen könnten. Sie war allerdings noch recht jung, als sie zu uns in die Schule kam, allein, das waren viele andere auch, und dennoch zeigen gar manche von ihnen einen merkwürdigen Hang zu dem spezifisch kaffrischen, ich will nicht gerade sagen, zum Heidnischen, aber doch zu den Sitten, Gebräuchen und Manieren ihrer Vorfahren. Selbst bei solchen, die jahrelang bei uns waren, die wohl unterrichtet und praktisch ins volle Christentum eingeführt waren, schaut, sobald sie sich selbst überlassen werden, da und dort wieder der alte „Paffer“ heraus. Gewisse Sachen scheinen ihnen wie angeboren, die sie so wenig ablegen können wie ihre schwarze Haut. Nicht so Bezonika. Sie ist eine Christin durch und durch, all ihr Denken, Reden und Tun atmet einen nobeln, echt christlichen Geist.

Der äußeren Erscheinung nach ist sie klein, doch zierlich von Gestalt, sodaß man glauben könnte, sie sei erst 17—18 Jahre alt, während sie in Wirklichkeit Mitte der Zwanziger steht. Seitdem sie im Jahre 1901 ihr Lehrerinnen-Examen mit glänzendem Erfolg bestanden, ist sie beständig als Gehilfin in unserer Mädchenschule tätig und erfüllt diesen ihren schönen Beruf mit großer Liebe und Treue. Auch ist sie beständig auf weitere Ausbildung bedacht; gute Bücher sind ihre liebste Erholung. In der Kleidung ist sie außerst einfach und vermeidet alles Auffallende und Gezierte. Zum vielen Reden hat sie weder Lust noch Zeit, sonst ist sie ungemein offen, leicht zu einer Scherzrede geneigt und, wo es not tut, versteht sie es vor trefflich, eine anregende Unterhaltung zu führen. Ihre Frömmigkeit ist eine durchaus gediegene. Im Chor gilt sie seit Jahren als eine unserer besten Sängerinnen.

Heiraten wird Bezonika wohl niemals. Ein schwarzer, einer solchen Jungfrau ebenbürtiger Bräutigam findet sich nicht leicht, auch widerstrebt es ihren Anschauungen, sich wie eine Ware verkaufen zu lassen. (Der gewöhnliche Preis für eine kaffrische Braut sind bekanntlich zehn Ochsen.) Dazu läßt ihre Gesundheit zu wünschen übrig; menschlicher Berechnung nach ist ihre Lebenszeit ziemlich kurz bemessen; Bezonika will daher am liebsten als Jungfrau sterben und die kurze Frist nach Kräften benützen, um sich Verdienste für den Himmel zu erwerben. Sie ist das Edelweiß, das nur in Himmelsnähe Wachstum und Gedeihen findet.

Damit wollen wir Abschied nehmen von unseren Lesern. Was uns bestimmte, diese Plaudereien über die Blumen- und Kinderwelt zu veröffentlichen, war der Wunsch, unsrern geehrten Lesern und Leserinnen einen kleinen Einblick zu geben in das mannigfache Leben und Treiben unserer Schulkinder. Unsere Wohltäter — und zu diesen zählen ja viele unserer Abonnenten — sollten sehen, wie unsere Kinder geartet sind, welche Naturanlagen sie mit sich bringen und wie sich dieselben unter der Leitung der Missionäre und Schulschwestern entwickeln. Hoffentlich ist es uns gelungen, ihr Interesse dafür zu wecken, sind doch diese schwarzen Kinder in gewisser Beziehung auch ihre eigenen infolge ihrer Spenden und Liebesgaben, die allein ein gedeihliches Wirken im großen, gemeinsamen Werk der Mission ermöglichen.

Im Rachen des Löwen.

Von Br. Joseph, O. C. R.

(Schluß.)

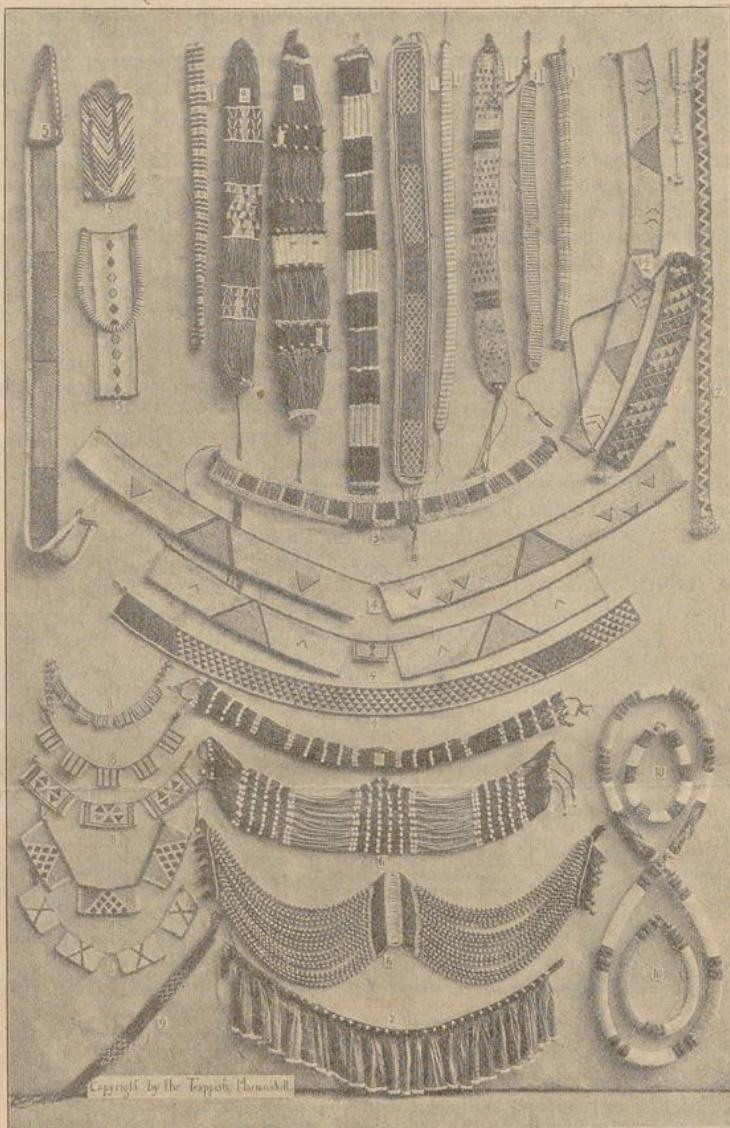
Reichenau. — Nicht ohne Gefahr rutschet wir auf unserer Schattenseite in die Tiefe, denn ein Aufrechtgehen war an dieser Stelle rein unmöglich. Vorsichtig an der „Mähne“ des Löwen (zähnen Grasbüscheln) uns festhaltend, stiegen wir rechter Hand etwa 150 Fuß tiefer hinab, bogen dann links um und standen nun staunend vor dem mächtigen, weitgeöffneten Löwenrachen.

Was sich uns von St. Emanuel aus nur in flüchtigen Umrissen als Oberkiefer des steinernen Ungetüms präsentierte hatte, schwieb nun hier in großartiger Wirklichkeit über unsrern Häuptern. Wohl über 200 Fuß weit ragte da von der Höhe der Löwenstirne aus eine massive, gegen 50 Fuß breite Felsendecke, wie das Riesendach einer Kathedrale frei nach vorn. Das Gestein ist von grau-weißer Farbe, im Innern solid, an der Außenseite teilweise porös und vom Zahne der Zeit benagt. Der Punkt, auf dem wir standen, bildete ungefähr die Mitte des Rachen; nun schickten wir uns an, in dessen tiefsten Schlund zu steigen und mußten zu diesem Zweck zuvor die „Bunge“ des Ungeheuers, eine 10 Fuß hohe, senkrechte aufsteigende Terrasse erklimmen, was uns einige Mühe kostete und nur mit gegenseitiger Unterstützung nach Ablegung der Fußbekleidung gelang. Endlich sahen wir wohlgeborgen in der hintersten Tiefe des gähnenden Löwenrachens. Die Deßnung verengt sich hier bis zur knappen Höhe von drei Fuß, sodaß wir gezwungen waren, in sitzender Stellung den merkwürdigen Ort einer näheren Besichtigung zu unterwerfen. Rechts und links hingen einzelne Felsblöcke von oben herab, andere ragten aus der Tiefe empor: Die gewaltigen „Zähne“ des riesigen Löwen. An manchen Stellen quollten dünne Wasserfäden aus dem Gestein, infolgedessen die Oberfläche teilweise porös und zerbrockt erschien, das große Ganze wies jedoch eine so massive Festigkeit auf, daß man hier im Schlunde des Leuen getroft das Ende der Welt erwarten könnte. Nach vorn öffnete sich der Riesenrachen in geradezu kolossalen Dimensionen; ich zweifle nicht, daß die Sohle des Schlundes oder, um bei unserem Bild zu bleiben, der Unterkiefer des Löwen um volle 150 Fuß vom Oberkiefer abstehet, sodaß man beim erstmaligen Anblick dieser wuchtigen, nach drei Seiten frei in der Luft hängenden Felsenmassen unwillkürlich von einem gefilden Schauder erfaßt wird. Hoch über unsren Köpfen kreisten muntere Schwalben, die sich an der Felsenwand ihr Nestchen angeklebt, und nicht weit davon hatte eine weißgefiederte einheimische Habichtart ihren Schlupfwinkel. Zweifellos wählt sich auch manches Wild, zumal zur Nachtzeit oder bei rauher Witterung, den Löwenrachen zum sichereren Schlupfwinkel. Wir selbst wiegten uns bereits in dem beseligenden Gedanken, hier in excelsis nach alter Einsiedlerart ein beschauliches Leben führen zu können, doch das waren eben frumme Wünsche. Wenn übrigens der kalte Südwind seine nebel- und regenschwangeren Wolken gegen den Löwenkopf treibt und mit elementarer Gewalt in seinem Riesen Schlunde sich fängt und bricht, mag es weniger gemütlich dort oben sein. Für heute mahnte uns die sinkende Sonne zu baldiger Rückkehr.

Uebrigens werde ich auf Jahre hinaus die jelige Stunde nicht vergessen, die ich in stillen Träumen

Kaffrische Schmuckgegenstände.

1. Sieben verschiedene Muster von Gürteln aus Perlen. Dieselben werden von Burschen oberhalb der Hüften, von Mädchen etwas tiefer um den Leib getragen bis zur Heirat. Die Muster sind mannigfach; der Name ist Isibamba.
2. Isibamba, zwei verschiedene Muster von Gürteln aus geflochtenen Grässchnüren mit Perlen besetzt. Die Muster sind mannigfach. Diese Form von Gürteln wird nur von Weibern getragen.
3. Umulsha, Lendengurt für erwachsene Mädchen, der bei festlichen Gelegenheiten, wie Tanz und Hochzeit, unmittelbar über das Isigeki getragen wird.
4. Ibhuzi, sechs verschiedene Muster von breiten Perlbandern. Diese werden über Schulter und Brust, sowie unter einem Arm durch, gleich wie eine Schärpe, nur von jungen Burschen bis zur Heirat getragen.
5. Drei verschiedene Formen von Ulimi oder Isama, kurze oder lange, breite oder schmale Perlstreifen, die mittels einer Perlkette von Burschen und Mädchen am Hals befestigt werden und über der Brust herabhängen.
6. Islimanje, von anderen Likali genannt, Gürtel von locker zusammengeknüpften Grässchnüren von gewöhnlichen, dicken Perlen; wird nur von Mädchen über dem Bauch getragen.
7. Umnqwazi, ein mit Perlen besetzter Tuchstreifen, der vom Weib aus Achtung vor ihrem Ehemann gleich nach der Heirat bis zur Geburt des ersten Kindes um den Kopf (über die Stirn) getragen wird. Aus einem mit Perlen besetzten Kattunstreifen gemacht; die Formen sind mannigfaltig.
8. Amageageana, um eine Perlkette gezeichnete Perlreiterecke, die als Halsschmuck von Burschen und Mädchen getragen werden. Die Formen und Perlmustere sind außerst mannigfaltig.
9. Eine andere Form von Umnqwazi. Siehe Nr. 7.
10. Umgingqo (auch umgungqulu genannt), sind dicke, mit Perlen besetzte Ringe, deren einer oder mehrere von jungen Burschen oder Mädchen um den Hals getragen werden. Die größeren können auch um die Hüften getragen werden.



hier verlebt. Die freie Gottesnatur ist für ein empfängliches Gemüt eine gar traute Lehrmeisterin, und zumal die reine, unentweihte Bergeshöhe scheint uns auch geistigerweise dem Himmel näher zu bringen. Emporgehoben über das profane Alltagsleben, mit seinen Arbeiten und Sorgen, atmet der Mensch wieder freier auf, die Seele fühlt gleichsam die Nähe ihres Schöpfers und erfreut sich am Vorgeschnack des kommenden, besseren Lebens. Rühmt doch selbst der Dichter in seiner „Braut von Messina“ den frommen Kreis, der „... Einsiedeln auf des Aetna Höhen dem Himmel näher wohnet, als der andern Menschen bewunderndes Geschlecht, und, den ird'schen Sinn in reiner Aetherluft geläutert, hinabsicht in das aufgelöste Spiel des unverständlich krummgewundenen Lebens.“ Auf dem Rückweg machten wir am Fuße des Berges halt. Es lagen hier mehrere hausgroße Steinblöcke und es sah gerade aus, als hätte sie der Löwe

einemal in einem Anfall von Seekrankheit aus dem Rachen geworfen. Als wir so zu dem steinernen Riesen hinaufblickten, gedachte einer aus uns, ein geborener Schlesier, des alten Rübezahl, und rief in munterer Laune gegen den offenen Löwenrachen hinauf: „Alter Berggeist bist du da?“

„Da! Da!“ — hallte es sofort zweimal mit fast verstärkter Kraft hernieder. Das erste so wohlgelungene Experiment reizte zu weiterem Zwiegepräch: „Du bist also wirklich da droben?“ „Droben! Droben!“ „Weshalb zeigest du dich nicht leibhaftig und sichtbar?“ „Unsichtbar!“ „Können wir dich nicht sehen?“ „Nicht sehen!“ — „So leb' denn wohl auf Wiederhören!“ „Auf Wiederhören!“ —

Wir stiegen mit anbrechender Dämmerung eine Terrasse tiefer und gelangten da zu einem zweiten Castell aus wild durcheinander liegenden Felsblöcken. Hier wollten wir den schönen Tag mit einem religiösen

Alt beschließen und sangen daher, an einem der vielen Felsen angelehnt, das schöne Lied: „Abend wird es wieder, über Wald und Feld sänfelt Frieden nieder und es ruht die Welt. — Nur der Bach ergießet sich am Felsen dort, und er braust und fließt immer, immer fort. — Und kein Abend bringet Frieden ihm und Ruh, keine Glocke klinget ihm ein Rastlied zu. — So in deinem Streben bist, mein Herz, auch du, Gott nur kann dir geben wahre Abendruh!“

Da war es nun, als hätte der Berggeist in der Höhe einem Engelchor Platz gemacht, klängt es doch dreifach von oben wieder: „Gott nur kann dir geben wahre Abendruh!“ Entzückt über das herrliche Echo, das hier zwar leiser, doch in lieblich-sanftem Dreilang zurückertönte, sangen wir, als ständen wir in einem großen, großen Tempel, den sich der Herr selbst zu seiner Ehre erbaut: „Lasset uns den Schöpfer loben!“ „Oben! Oben!“, „Dominus sanctus!“, „Sanctus, sanctus, sanctus!“ Sieh, da strahlt von der Spitze des Berges der Abendstern, und bald flammt am ganzen Firmament ein Stern neben dem andern auf. Wir aber beginnen zusammen den Hymnus Benedicite omnia opera Domini Domino, preiset den Herrn, all seine Werke, lobet und erhebet ihn über alles in Ewigkeit, sowie den Psalm 148: „Lobet den Herrn vom Himmel her, lobet ihn in den Höhen! Lobet ihn, all seine Engel, lobet ihn, ihr leuchtenden Sterne! Ihr Berge und ihr Hügel alle, ihr Könige der Erde und alle Völker, lobt und seid seinem heiligen Namen!“ „Amen! Amen! Amen!“ — Nun breitete die Nacht ihre dunkeln Tüttige aus über Berg und Tal. Glücklicherweise war uns der Weg bekannt, auch spendete der bald aufgehende Mond hinreichend Licht, um durch das viele Gras den schmalen Fußpfad zu unserem Missionskirchlein nicht zu verlieren. Eine halbe Stunde später beschlossen wir den schönen Tag mit der Komplet und dem Salve Regina: „Du aber herrsche frank und frei im hohen Reich der Lüfte und zeige allen, guter Leu, des Felsenhäuptes Klüte!“

Erinnerungen aus dem Missionsleben.

Von Schw. Antonie.

(Schluß.)

Dabei war die Arbeit hart und schwer, denn es galt den mit hohem, wildem Gras bestandenen Boden urbar zu machen; eine Unmasse großer und kleiner Steine mußte ausgehoben und fortgeschafft werden. In Ermangelung einer Mühle mußte aller Mais mühsam auf einer Handmühle gemahlen werden, und alles Wasser mußten die Kinder aus dem Telapi-Fluß auf dem Kopf heraufstragen.

Die älteren Kinder hielten trotzdem bei uns aus; die kleineren aber, welche überdies die Wohltat des christlichen Unterrichtes und einer guten Erziehung noch nicht gebührend zu schätzen wußten, ließen wieder in ihre heidnischen Kraale zurück. Die Kost war ihnen zu einsörmig und zu gering, und die Arbeit zu rauh und schwer. Ein Stücklein Brot hätte sie vielleicht zum Ausharren bewogen, doch das war in jenen Tagen ein Leckerbissen, den selbst unsere Brüder und Schwestern nur selten zu kosten bekamen. So wurde denn das mit so vieler Mühe zusammengebrachte Häuslein Kinder immer kleiner und kleiner, und schon hatte es den Anschein, als sollten wir vollends alle verlieren. Da kam der Frühling. Mächtig schoß der junge Mais

in die Höhe, und bald gab es eßbare Maiskolben. Das ist nun für die Käffernkinder eine Delikatesse ohnegleichen. Die einen essen sie grün, wie sie vom Felde kommen, andere sieden oder rösten sie. Gut ja vorzüglich munden sie auf jeden Fall, und selbst die Weißen stimmen diesem Urteil zu.

Damit kam nun aber ein vollständiger Umschwung in unsere Mission. Als die Käffernkinder hörten, in der Trappisten Schule bekomme man Maiskolben, da fand eines nach dem andern wieder herbei, und nach zwei Jahren zählten unsere beiden Schulen mehr als 150 Kinder, eine Zahl, die auch später so ziemlich konstanz blieb, so daß jetzt M. Ratschitz eine unserer größten und blühendsten Stationen ist. Schon seit mehreren Jahren habe ich Kinder in der Schule, deren Eltern ich noch unterrichtet hatte. Desgleichen ist Maria-Ratschitz zum Mittelpunkt des kath. Glaubens und Lebens für die ganze weite Umgegend geworden. Eine Reihe von Kolonienstellen, Schulen und Kapellen wurden errichtet und einzelne Gläubigen haben mehrere Stunden weit zu gehen, wenn sie dem sonntäglichen Gottesdienst auf der Mutterstation beiwohnen wollen. Zumal in den letzten Jahren hat die Mission einen recht erfreulichen Aufschwung genommen, doch eines ist uns treu geblieben: die hl. Arm ut. Als einziges Beispiel will ich nur unser armeliges Missionskirchlein erwähnen. Es ist ein einfacher, mit Blech gedeckter, zur Sommerzeit schrecklich heißer Lehmbau, dazu für die hiesigen Verhältnisse viel zu klein. Der Grundstein für die neue Kirche wurde allerdings schon vor zwei Jahren gelegt, allein, nachdem der Bau kaum einige Meter auf dem Boden gekommen, kam das Werk wieder ins Stocken. Mangel an Geld und Arbeitskräften trat bis zur Stunde (Mai 1907) hemmend dazwischen. Doch vielleicht geht es auch hier einmal ähnlich wie in unserer Schule, daß nämlich irgend ein glücklicher Zufall wie Frühlingswehen eingreift, und das längst vorgesehene Werk zu raschem Abschluß bringt. Das walte Gott!

In meinem Bienenhäuschen.

Von Schwester Saturnina.

Mariamhill. — Es sind nun schon über 10 Jahre her, daß mich eines schönen Morgens unsere ehrw. Schwester Novizenmeisterin ins Bienenhäuschen hinunterführte, daselbst die Bienenzucht zu erlernen.

Jetzt ist dieses Häuschen von einem förmlichen Wäldchen von Akazien-, Casuarinen-, Cypressen und sonstigen schattenspendenden Zierbäumen umgeben; damals aber war es anders. Da herrschte noch die reine Wildnis und war ringsherum nichts zu sehen als wildes, meterhohes Gras, das zwischen mächtigen Felsblöcken üppig emporwucherte und den Schlangen, diesen gefährlichen Bienenfeinden, zum Schlupfwinkel diente.

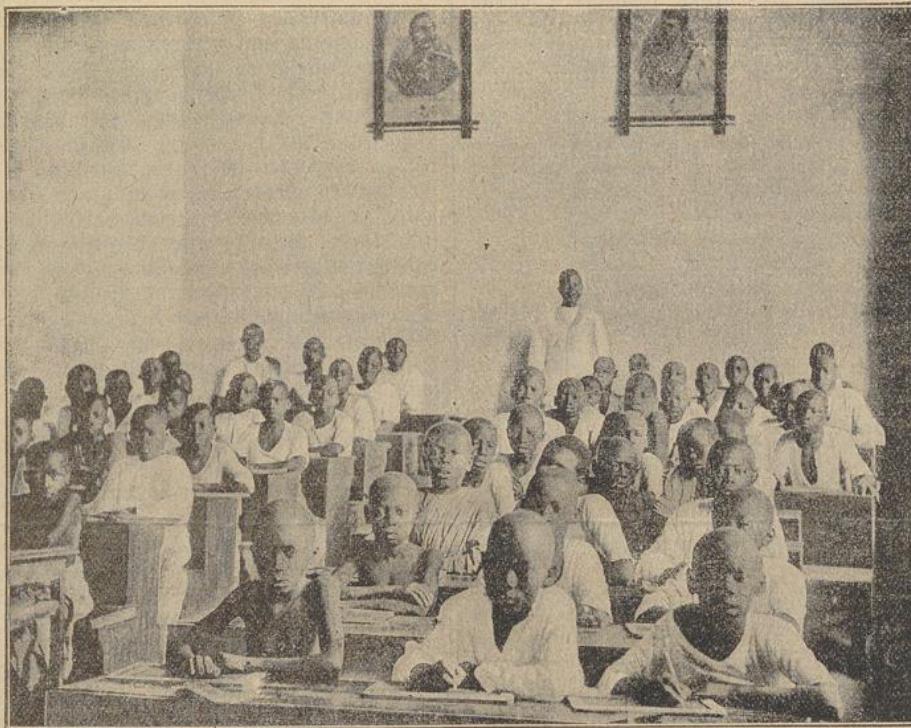
Ja, die Schlangen! Da könnte ich manches Geschichtchen davon erzählen. Hier nur einige Andeutungen: Eines Tages stand ich in Gedanken vor meinen Bienenkästen und schaute mit heller Freude den lieben Tierchen zu, wie sie so munter ein- und ausflogen. Da wälzt sich plötzlich vom Dach herunter mit einer Schlange auf den Kopf, kommt mit ihren Windungen immer tiefer herab ins Gesicht und fällt zuletzt fast vor meinen Füßen auf den Boden nieder! — Ich war vor Schrecken wie gelähmt; wie angewurzelt stand ich sprachlos da und schaute mit großen Augen der Bestie zu, die nun ruhig am nächsten Baum empor-

trotz. Es war eben das erstmal, daß ich mit einer lebhaften Schlange in Berührung kam. Jetzt gehe ich bei einer solchen Begegnung schon mutiger zu Werk.

Auch das zweitemal fehlte mir noch die nötige Courage. Ich wollte von der oberen Etage des Bienenstandes einen Kasten herunternehmen. Da ich zu klein dazu war, stellte ich mich auf einen Stuhl und hob nun ohne Anstand den erwähnten Bienenkästen herunter. Wie ich ihn nun bequem im Arm halte und eben vom Stuhl heruntersteigen will, sehe ich mit Entsetzen eine dicke, schwarze, überaus giftige Schlange oben auf dem Kästen liegen. Mit einem lauten Auf-

Besinnen war übrigens keine Zeit; ich ergriff den nächstbesten Prügel und zerschmetterte dem abscheulichen Tier den giftgeißwollenen Rachen. Bald darauf habe ich von der gleichen Sorte noch vier erschlagen.

Übrigens sind nicht nur die Schlangen arge Bienenfeinde, sondern auch die Vögel. Jeden Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, geht in dem grünen, schattigen Buschwerk, das unsere Bienenhäuschen umgibt, ein Singen und Musizieren los, daß es eine wahre Freude ist. Vögel von allen Farben und Arten hüpfen und fliegen da von Ast zu Ast, von Baum zu Baum. Das wäre nun alles recht gut und schön,



In der Klasse.

Die Regierungsschulen in Deutsch-Östiria.
Nach Photographien von Dannerberg & Co., Berlin.

ihrei werse ich die Schlange samt dem Kästen in eine Ecke und springe, da die Türe geschlossen ist, und die Bienen wütend aus dem Kästen kommen, einfach beim offenen Fenster hinaus! —

Ahnliche Abenteuer hatte ich noch genug; aber niemals fehlte mir Gottes Schutz; auch bin ich seitdem, wie gesagt, etwas resoluter geworden. Wie viele Schlangen ich im Laufe dieser 16 Jahre erschlagen, kann ich auch nicht annähernd sagen. Darunter waren äußerst giftige, deren Biß den stärksten Mann in wenigen Minuten tötet.

Seit zwei Jahren werde ich mit dem Besuche einer ganz eignümlichen Schlangenart beeindruckt. Dieses Reptil hat einen drachenähnlichen Kopf und in seinem Benehmen etwas ganz Eigenartiges, möchte fast sagen Teufolisches. Das erstmal sah ich diese sonderbare Schlange um die Mittagszeit vor der Türe meines Bienenhäuschens liegen. Sobald sie meiner ansichtig wurde, bildete sie mit den Schwanz einen Ring, richtete sich jodann schnurgerade auf, klapperte mit ihrem sonderbaren Rachen, sah mich mit den schwarzen, funkelnden Augen wütend an und machte dabei mit ihrem breiten Kopf Verbeugungen und Komplimente, daß es mir ganz eigen ums Herz wurde. Zu langem

leider freßen mir aber diese buntgesiederten Sänger meine lieben Bienchen weg, wenn sie gerade am muntersten aus- und einsliegen. Ratlos stand ich jahrelang diesem Lebelstande gegenüber. In manchem Jahr habe ich keine einzige junge Königin gerettet; nicht eine kehrte von ihrem Ausflug wieder heim.

Was lag da näher, als der Wunsch nach einer Flinte? Nachdem ich öfters Schw. Oberin darum ersucht hatte, wandte sich diese an P. Cellerarius. Und siehe, eines Tages traf vom Trappistenkloster der schönste Revolver ein. Ich betrachtete die Waffe mit einer Art Ehrfurcht, wußte aber leider nicht, wie sie zu laden sei. Da mir Schw. Oberin ebenfalls keine Auskunft erteilen konnte, wandte ich mich an Maler Schmidt, der in einem kleinen Häuschen zwischen dem Schwesternkonvente und dem Trappistenkloster wohnt. Dieser nahm den Revolver in die Hand, betrachtete ihn eine Weile von allen Seiten und sagte dann lächelnd: „Schwester, das Ding hier kann man nicht laden; das ist gar kein Revolver, sondern ein — „Stiefelknopf“.“ Mit diesen Worten klappete er die vermeintliche Waffe auseinander, zog noch ein paar eiserne Stäbchen heraus und stellte das kuriose Ding auf den Tisch. Und richtig, da stand nun ein feiner, tadelloser

Stiefelknecht vor mir. Wie ich mich schämte, kann man sich denken! — Der Revolver wanderte ohne Dank zu den Trappisten zurück, und jahrelang wollte ich nichts mehr von einer Flinte oder einer ähnlichen Schußwaffe hören.

Die Vögel konnten sich darüber nur freuen und fuhren fort, unter meinen Bienen tüchtig auszuräumen. Da bekam ich plötzlich ganz unerwartet eine Vogelflinte. Sie wurde geladen, abgesenkt und immer wieder und wieder zur Hand genommen, obwohl sie mir die Schulter blau und grün schlug. Gar viele Bienenfeinde habe ich damit schon erschossen, und jüngst wagte ich mich mit meiner Flinte sogar an eine Schlange. Es war eine große, schwarze Schlange, die ich noch spät am Abend auf einem Pfirsichbaum entdeckt hatte. Wohl war mir etwas bange dabei, nicht wegen des Treffens, sondern wegen der Wirkung. Sollte der schwache Vogeldunst, womit ich meine Flinte geladen hatte, die große Schlange auch wirklich töten? Ich schoss ab, die Schlange fiel halb betäubt herunter, und ich hatte nun leichte Mühe, ihr mit ein paar tüchtigen Hieben vollends den Garaus zu machen.

Dass ich nach solchen Leistungen bei den Schwestern als „Schütze“ in großen Ruf kam, ist klar. Bald wurde ich erucht, mit meiner Wordwaffe auch die Affen anzugefeuern, die uns so viel Schaden machen. Sie tragen nämlich aus unsern Gärten und Feldern alles fort, was sie nur erwischen können: Kartoffeln, Pineäpfel, Maiskolben &c.; und wenn die Trauben reisen, muß jeden Tag eine andere Schwester den Weinberg hüten, um die frechen Eindringlinge fern zu halten. Also meine Büchse soll da helfen. Ich aber werde mich hüten, mit einer bloßen Vogelflinte auf diese schlauen, dichthäutigen Diebe loszugehen; auf eine größere Distanz trägt meine Flinte gar nicht, und selbst in der Nähe würde ihnen mein Vogeldunst wenig schaden.

Als unser Chrw. Vater Administrator voriges Jahr wieder nach Europa reiste, trug ich ihm vertraulich meine Bitte um eine Jagdfilinte vor. „O Kind“, sagte er, „ich habe so viele und so wichtige Angelegenheiten zu besorgen, daß mir der Kopf ganz voll davon ist.“ — Jeder andere hätte diese Antwort als durchaus verneinend und abschlägig verstanden, ich aber war von dem Gedanken an eine Jagdfilinte so eingenommen, daß ich mir im Stillen noch immer Hoffnung machte. Als nun der Chrw. Vater ein halbes Jahr darauf zurückkam und wir Schwestern uns zum feierlichen Empfang an der neuen Pforte des Trappistenklosters aufstellten, war, sobald das Gefährt des Chrw. Vaters in Sicht kam, mein Auge nur darauf gerichtet, ob nicht eine mächtige Büchse aus dem Wägelchen emporragte. Natürlich war davon keine Spur zu sehen, und der Chrw. Vater hielt meine verwegene Bitte sicherlich schon längst vergessen. —

Vielleicht fallen nun diese Zeilen einem Mann in die Hände, der eine ganze Auswahl vortrefflicher Jagdfilinten hat und großmütig eine derselben der Bieneneschwestern in Mariannhill zuschickt. Dann könnte es aber losgehen, und dann sollte es irgend ein Raubtier, heiße es nun Affe oder Schlange, Löwe, Tiger oder Büffel, es wagen, sich in der Nähe meines Bienenhäuschens sehen zu lassen! —

Die Zeddenpest.

Von Dr. Tiburtius, O. C. R.

Mariannhill. — Unter obigem Titel haben wir schon in der Mai-Nummer vorigen Jahres auf die schreckliche Viehseuche hingewiesen, die seit ein paar Jahren in vielen Bezirken Südafrikas grassiert. Damals stand die Seuche nur wie ein unheilvohendes Gespenst hart an der Grenze unserer Mariannhill Farm, heute aber hat uns, und noch mehr die auf unserem Grund und Boden wohnenden Kaffern, das Unglück schon getroffen.

Zuerst brach die Krankheit — die Engländer nennen sie East coast fever — am südlichen Ende unserer Farm unter der Herde eines gewissen Martin Gele aus. Von da aus verbreitete sie sich langsam, aber unaufhaltsam immer weiter und weiter aus. Anfang Juni hatten die auf der südlichen Hälfte unserer Farm wohnenden Schwarzen schon all ihr Vieh verloren. Von 150 Stück waren nur zwei übrig, und diese gehörten dem soeben genannten Martin Gele.

An dem Drahtzaun, womit unsere eigene Weidenumgebung ist, machte die Seuche vorläufig Halt: Natürlich trafen wir alle nur erdenklichen Vorsichtsmöglichkeiten, um dem Uebel möglichst den Weg zu versperren, doch das war eine schwierige Sache: das Kaffernvieh war ganz nahe an unserer Fence erkrankt und gefallen. Wie groß war nun die Gefahr, daß auf irgendwelche Weise, sei es durch einen Menschen, ein Tier oder sonstwie eine der infizierten Zellen durch die Fence kam und unser eigenes Vieh ansteckte! Denn, wie schon im Vorjahr bemerkt, verpflanzt sich die Krankheit nur durch Zellen, die von einem infizierten Tier abfallen und sich an einem andern, noch gesunden Vieh festsetzen; daher auch der deutsche Name Zeddenpest.

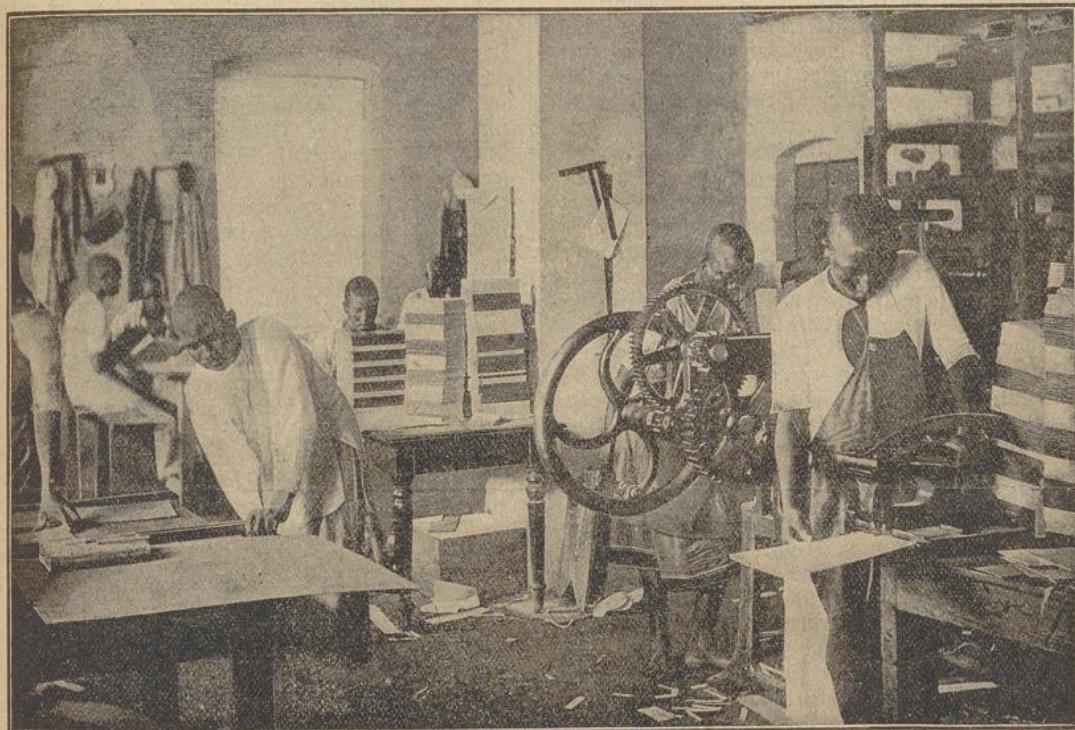
Lange schwiebten wir zwischen Furcht und Hoffnung. Besonders viel erwarteten wir von unserer neuen „Dip-Vorrichtung“, in der all unser Vieh in kurzen Zwischenräumen untergetaucht und so von den Zellen gereinigt wurde. Doch schließlich half alles innerhalb der Fence unserer Zugochsen. Zuerst wollten wir nicht daran glauben, doch die hohe Temperatur und verschiedene andere Anzeichen sprachen nur zu deutlich dafür. Die kranken Tiere wurden sofort geschlachtet, die übrigen Tag für Tag untersucht. Wo sich nur immer bei einem Stück ein Anzeichen der Krankheit, namentlich eine verdächtige Temperatur zeigte, wurde es rasch von den übrigen getrennt. Das Schlimme bei der Krankheit aber ist, daß man sie erst im vorgeschrittenen Stadium, nach 8—10 Tagen, sicher erkennen kann. Immerhin erreichten wir durch unsere Schutzmaßregeln so viel, daß uns bis Ende Dezember nur selten ein Stück verloren ging.

Da kam plötzlich am 27. Dezember 1907 von der englischen Regierung ein amtlicher Erlass, alles auf der Farm befindliche Vieh sei innerhalb 8 Tagen als Schlachtvieh zu verkaufen, widrigfalls würde die Regierung selbst eingreifen und das Vieh nach summarischer Schäzung aufkaufen und abschlachten lassen. Die gleiche Notiz erhielten auch alle unsere benachbarten Farmer. — Das war nun ein schwerer Schlag! Tatsächlich hatte das letzte Parlament dem Minister für Landwirtschaft das Recht eingeräumt, in den infizierten Bezirken alles Vieh gegen eine geringe Vergütung zwangsweise entfernen und abschlachten zu lassen. Anderseits war unsere Farm nur zum Teil

von der Seuche infiziert, die Weide trifft nämlich, in der, wie gesagt, unsere Arbeitsochsen waren. Kühe und Jungvieh hielten wir seit Monaten in einer separierten Fenced und achteten strengstens darauf, daß kein anderes Vieh dazu kam. Sollten wir nun mit einem Schlag auch dieses unter Nutzvieh verlieren und damit auch den letzten Tropfen Milch für eine Gemeinde von 500—600 Personen? Man tat also Schritte, die harte Maßregel wenigstens zu mildern.

Mitte Januar lfd. Frs. erschien in Marianhill eine Regierungskommission, darunter befand sich der Minister für Landwirtschaft in höchst eigener Person.

von ganz Natal und Zululand in den Schlachthäusern von Durban und Maritzburg zusammen. Wenn dann bei solchem Angebot einerseits eine höchst ansteckende Krankheit in der eigenen Herde grassiert, und anderseits die Regierung mit den obengenannten Maßregeln eingreift, dann bestimmt natürlich nicht mehr der Eigentümer, sondern der Käufer den Preis, d. h. um nicht vollends alles zu verlieren, begnügt sich ersterer zuletzt mit einem Minimum. Unser Schaden ist somit nach jeder Richtung hin ein sehr empfindlicher und großer. Andererseits entsteht nun die Frage, wo sollen wir in Zukunft für unsere ausgedehnte Wirtschaft die



Die Regierungsschulen in Deutsch-Ostafrika. Nach Photographien von Dannenberg & Co., Berlin.
In der Buchbinderei.

Die Herren inspizierten an Ort und Stelle alles aufs genaueste und gestatteten schließlich auch nach langer, eingehender Beratung, daß wir vorläufig in Abbruch der besonderen Umstände unser Milch- und Zuchtvieh behalten könnten, jedoch nur unter gewissen Bedingungen. Das Milchvieh z. B. darf nicht mehr auf die Weide, sondern muß im Stall gefüttert werden, was hierzulande mit vielen Kosten und Umständen verbunden ist. Da hieß es von vornherein, sich auf das Allernotwendigste beschränken; wir behielten verhältnismäßig nur wenig Kühe; auch die Saugkalber gaben wir alle ab. Für das andere Vieh aber mußten die Drahtzäune enger gemacht und zwischen jedem Posten mehrere Verbindungsdrähte angebracht werden, damit selbst das Durchkommen eines Kalbes unmöglich sei. Die Ochsen, gegen 80 an der Zahl, — man bedenke, daß man in Südafrika zu einem einzigen Gespann 16—18 Ochsen benötigt, — hatten wir inzwischen schon an einen Privatmann als Schlachtvieh verkauft, allerdings zu einem sehr billigen Preis; kommt doch gegenwärtig gerade infolge dieser Seuche eine Unmasse Vieh

nötigen Zugtiere hernehmen? Wie sollen wir, um nur eines zu erwähnen, aus den tiefen und abgelegenen Schluchten das viele Brennholz herbeischaffen für unsere Ziegelei und die mannigfachen Bedürfnisse unserer großen Doppelgemeinde? Jedenfalls wird uns nichts anderes übrig bleiben, als um teures Geld eine entsprechende Zahl von Pferden und Maultieren zu kaufen, denn in den infizierten Gegenden darf infolge eines speziellen Regierungsverbotes volle 18 Monate lang kein Vieh gehalten werden. Das ist nun eine schlimme Sache! Abgesehen von dem hohen Einkaufspreis erfordern diese Tiere viel mehr Pflege und bedingen viel höhere Unterhaltungskosten als die Ochsen. Letztere holt man einfach von der Weide weg, spannt sie ein und läßt sie hernach wieder laufen. Weideland aber gibt es in Natal noch im Überfluß. Anders bei den Einhusern. Wohl verschmähen auch sie das hiesige rauhe Weidegras nicht, aber für Arbeits tiere ist es durchaus unzureichend. Eine weitere Bedingung sind für sie die Ställe; ohne gute Ställungen durchleben sie, zumal hier unten an der Küste,

selten einen Sommer. Dazu kommen dann noch die teuren Geschirre. Ochsen haben hierzulande bekanntlich äußerst primitive, mit einem bloßen Riemchen befestigte Joche, anders die Pferde und Maultiere, die ganz nach europäischer Art geichert sind und eingewandert sind. Kurz, alles in allem berechnet beläuft sich unser Verlust auf viele Tausende. Um allerschlimmste sind vollends unsere armen Kaffern daran. Ihr ganzer Reichtum bestand von jeher im Vieh. Gegenwährtig aber ist in weiten Bezirken der ganze Viehstand vollständig verschwunden, auch von den hiesigen Neubekührten hat kaum einer mehr ein einziges Stück aufzuweisen. Teils erslagen sie der schrecklichen Seuche, teils wurden sie von der Regierung zwangsläufig weggeschafft, eine Maßregel, die hier wirklich notwendig war; denn da bei ihnen bloße Kinder mit dem Viehhüten betraut sind, kommt es immer wieder vor, daß benachbartes Vieh zusammenläuft und so die Krankheit von einem Bezirk in den anderen verschleppt wird. Wohl machte man den Kaffern den Vorschlag, sie sollten all ihr Vieh zusammen in eine gemeinsame Fazence tun; umsonst; dazu kann sich der Schwarze nicht entschließen. Sein Vieh ist ihm seine Augenweide, sein alles, das muß er beständig in der Nähe seines Kraales haben. Daß er auf diese Weise noch sein letztes Stück verlieren würde, wollte er in seiner Verblendung nicht einsehen. Also Vieh hat der Kaffer keines, darf sich innerhalb 18 Monaten kein neues anschaffen; womit soll er aber nun seine Felder bestellen? Und kann er dieses nicht, wovon soll er leben? Zedenfalls werden die armen Leute nächstes Frühjahr zu uns mit der Bitte kommen, wir möchten Ihnen um Gotteslohn willen mit unseren Pferden und Maultieren auszuhelfen. Werden wir ihnen helfen können, da wir selbst kaum wissen, wie wir die nächste Aussaat bestellen sollen? Die Not ist groß, doch wir wollen den Mut nicht sinken lassen. Was uns aufrecht hält, ist das Vertrauen auf die göttliche Borsehung und das Bewußtsein, daß der vielerprobte Opfermann unserer verehrten Wohltäter uns auch diesmal zu Hilfe kommen werde. Gottes reichster Segen über all jene, die sich der guten Sache annehmen!

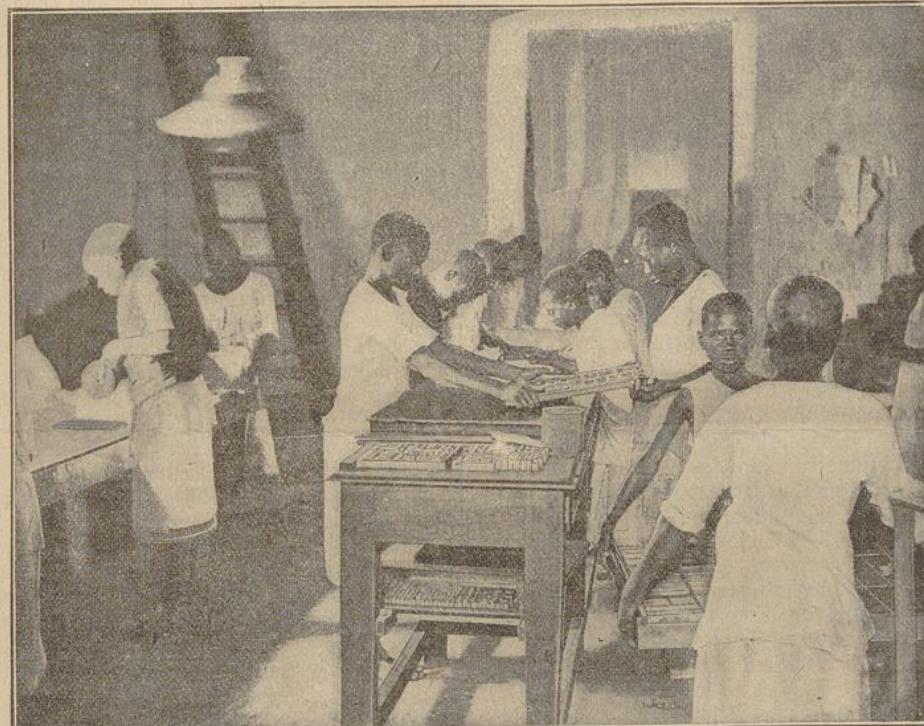
Anton Tschikitscha.

Dieser Name führt uns in die Tage der Gründung von Czenstochau zurück. Schwester Humbeline erzählt uns darüber folgendes: „Vor zwei Wochen waren wir sechs Schwestern, welche die Czenstochauer Mission eröffnen sollten, auf der Reise von Mariannhill nach der Drontolei. Den mächtigen, mit 18 Ochsen bespannten Burenwagen, auf dem wir mit unsern Habseligkeiten befördert wurden, nannten wir die „Arche Noahs.“ Endlich kamen wir hart am Umlimkulu zum sogen. Mundi-Store. Von hier waren es noch zwei Stunden bis Czenstochau, wie unsere Neugründung dem bekannten polnischen Wallfahrtsort zu Ehren genannt wurde. Damals allerdings bestand Czenstochau nur aus einem einzigen kleinen Haus, welches das Kloster Mariannhill kurz zuvor von einem Farmer läufig erstanden hatte. Beim genannten Store nun, wo wir etwas Rast machen, nahte sich uns ein hochgewachsener, schon ziemlich bejahrter Koffer mit 50 schwarzen Kindern und bot uns den landessüblichen Gruß: „Sanibona, wir haben euch gesehen!“ Der Mann war, wie er uns persönlich mitteilte, Lehrer und Katechet. In einem aus Nasen erbauten Haus

erteilte er seinen schwarzen Schülern Unterricht in den Elementargegenständen, und an Sonntagen hielt er daselbst zugleich protestantischen Gottesdienst. Er stand unter der Oberaufsicht eines weißen Missionärs, der ihn und seine Schule 3—4 mal im Jahre besuchte. Natürlich wollte er nun auch wissen, wer wir seien, woher wir kämen und wohin wir gingen usw. Als wir ihm offen gestanden, wir seien katholische Missionsschwestern und wollten hier in nächster Nähe eine Mission gründen, um die umwohnenden Schwarzen für den katholischen Glauben zu gewinnen, da richtete sich der alte Recke kerzengerade in die Höhe, blickte uns ernst an und sprach mit drohender Geberde: „Tut das immerhin; waget aber ja nicht, in meine Herde einzudringen! Ich hätte meine Herde selbst!“ Dann wurde er wieder freundlicher, zeigte uns, als wir aufbrachen, den Weg nach Czenstochau, und blieb uns mit seinen Jünglingen noch lange stummend nach. Das war Tschikitscha. Ich hielt ihn für einen Mann von etwa sechzig Jahren, tatsächlich aber war er nicht mehr weit von achtzig, denn er hatte, wie er uns später gar oft erzählte, den großen Tschako noch gesehen, vor dessen schrecklichen Kriegern er sich in der Nähe von Ladysmith, wo seine heimatliche Hütte stand, mit knapper Not dadurch rettete, daß er eilig auf einen Baum kletterte und in der dichtbelaubten Krone sich versteckte. Wir selbst begaben uns nach Czenstochau und eröffneten die dortige Schule. Gleich an einem der ersten Sonntage fand sich auch unser Tschikitscha ein. Er hatte nach dem umfundisi (Pfeifer, bezw. Missionär) gefragt, und war nicht wenig erstaunt, statt dessen eine Schwester zu finden. Als ich ihm jedoch erklärte, der eigentliche Missionär würde erst später kommen, meine Aufgabe sei es nur, ihm die Wege zu ebnen, die Kinder zu unterrichten und das Volk beten und singen zu lehren, gab er sich zufrieden, setzte sich ins hohe Gras und wurde nicht müde, sich über Gott und die wahre Religion Auffall zu erbitten. Gar ernst und nachdenklich ging er endlich von dannen mit dem Versprechen, am nächsten Sonntag einige seiner Verwandten und Schüler mitzubringen, um hier das „Ave Maria“ zu lernen. Offenbar hatte ein Strahl der Gnade seine Nathanaels-Seele getroffen und er folgte dem Zuge von oben ohne Säumen und ohne Zaudern. Wirklich kam er am nächsten Sonntag mit zwei seiner Brüder und noch ein paar andern Männern — denn der Lehrer Tschikitscha hatte ein großes Ansehen bei den hiesigen Kaffern — und wir lernten zusammen das „Ave Maria“ und ein schönes Muttergotteslied. Das nächstmal brachte er 32 Schüler und Schülerinnen mit und von da an fehlte Tschikitscha an keinem Sonntage mehr; unter der Woche aber erklärte er in seinem Kraale all denen, die sich um ihn versammelten, was er am Sonntag an Gebeten, Liedern und Katechismusfragen bei den Katholiken gelernt hatte. Sein Eifer und Opfergeist war in der Tat bewundernswert. Einmal war großes Hochwasser, und da ist der Umlimkulu, der die südöstliche Grenze unserer Missionsstation bildet, ein gar gefährlicher Fluß. Schon viele, die es wagten, ihn bei einem gewissen Wasserstand zu überschreiten, haben darin ihr Grab gefunden. Tschikitscha wußte das, doch sein Verlangen nach dem christlichen Unterricht war zu groß. Er schnürte seine Oberkleider in ein Bündel zusammen, nahm es auf den Kopf und stieg, sodann mutig in den breiten, klippenreichen Fluß. Die Stromung war so stark, daß sie ihm das Hemd am Leib

geriet, doch er kehrte nicht mehr um; mit wahrer Todesverachtung arbeitete er sich auf dem glatten, schärfen Weg durch die reißenden Flut, und kam tödlich, wenn auch zitternd vor Frost und bis zum Tode erschöpft, an's andere Ufer. O, wie bewunderte ich den guten alten Mann, als ich von dieser Helden-
tat hörte! Ich schenkte ihm sogleich frische Wäsche und brachte ihm eine Tasse Kaffee, was er mit Dank annahm. Dann wohnte er wie sonst dem Unterricht und Gottesdienst bei; als er aber im Laufe des Nachmittags den Fluss ein zweitesmal überschreiten wollte, um in seinem Kraal zurückzukehren, verbot ich ihm das strengstens. Er blieb also hier, lernte auch ein paar Stunden in seinem Katechismus und begnügte sich während der Nacht mit einem Lager auf Heu. Zwei

sein Verlangen, und der Tod erschien ihm nur als die Brücke zum Lande der „Lebendigen“. Er schloß daher vollständig mit der Welt ab. Was könnte sie ihm auch noch bieten? Sein Weib Elisabeth und sein jüngstes Kind hatte ihm der Tod geraubt, seine übrigen Kinder waren erwachsen und gut versorgt. Mit rührender Sorgfalt bereitete er sich nun (zum letzten Mal, wie er meinte), auf den Empfang der hl. Sacramente vor. Im Beichtstuhl brach der im Innersten seiner Seele ergriffene Greis ohnmächtig zusammen; am folgenden Tag lag er todfrank darnieder und empfing die hl. Sterbakramente. Allgemein dachte man, sein Herzewunsch sei in Erfüllung gegangen, und die Tage seiner Erdenspilgerschaft seien abgelaufen. Doch Gott hatte es anders beschlossen; die schwere Krank-



Nach Photographien von Dannerberg & So., Berlin.
In der Stereotypie.

Jahre später, im Jahre 1890, wurde er auf den Namen „Anton“ getauft. Seine protestantische Lehre hatte er natürlich schon längst aufgegeben; auch betete er jetzt mit seiner ganzen zahlreichen Familie auf die Missionsfarm über. O wie glücklich war nun unser Anton! Wie freute er sich, noch in seinen alten Tagen den wahren Glauben gefunden zu haben, und wie groß war sein Bestreben, aufs treueste all seine Pflichten zu erfüllen. So lebte er jahrelang in unserer Mitte, still und friedlich, für alle Neubekehrten ein wahres Muster und Vorbild eines ersten Christen und Katholiken.

So kam das Jahr 1901 heran. Da erging ein merkwürdiger Ruf an die Seele unseres greisen Anton. Er hatte soeben den Predigten und geistl. Übungen, welche damals gelegentlich des allgemeinen Jubiläums abgehalten wurden, mit solchen Ernst und in so gehobener Stimmung beigewohnt, als handle es sich um die unmittelbare Vorbereitung auf einen guten Tod. Er selbst glaubte fest, er werde am letzten der großen Gnadenstage sterben. Der Himmel allein war noch

heit sollte ihm nur das Psörtlein zu einem noch stilleren, ganz in Gott verborgenen Leben öffnen. Kaum genesen, sagte er: „Ich bin alt und schwach. Der tägliche Weg vom Christendorfe bis zur Kirche (eine kleine halbe Stunde) wird mir zu weit. Nur allzu gerne möchte ich bei den Tropistern wohnen und mein Leben in der Nähe des Tabernakels beschließen. Die Bitte ward ihm gewährt. Er wurde der sorglichen Obhut des Bruders Eduard, unseres Krankenwärters, anvertraut und schlief fortan in einem kleinen Anbau des Brüderhauses, während er den Tag über meist im Freien saß und Körbe stochte; denn der hochbetagte Greis gedachte der Worte der Schrift und wollte sein Brot nicht müßig essen. Dabei war sein Wahlspruch: „Die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott!“ Seine Sprache war überaus bild- und blumreich; besonders gerne führte er Sprüche und Gleichnisse aus der hl. Schrift an. Sein größtes Glück bestand darin, denjenigen oft zu besuchen, in dessen Nähe er seine Wohnstätte gesucht und auch gefunden: den lieben Heiland im Tabernakel. Täglich

wohnte er mit inniger Andacht zwei heil. Messen bei und viermal in der Woche nahte er mit großer Liebe und heiliger Ehrfurcht dem Tische des Herrn. Er konnte in Wahrheit sagen: „Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewiss.“ Gegen Bruder Eduard, seinen treuen Pfleger, hegte er eine rührend-dankbare Gemüthsstimmung, betete mit ihm gemeinschaftlich sein Morgen- und Abendgebet und half ihm vielfach im Sakristan- und Kirchendienst, zumal bei Taufen und Beerdigungen. Viele unserer Neuchristen suchten bei ihm Rat, Trost und Erbauung, und keiner pflegte dabei leer auszugehen, denn „beim Alter findet man Rat, und Weisheit beim Gerechten.“ So vergingen Jahre und unser guter Anton erfreute sich, obwohl er bald zu den Hundertjährigen zählte, noch immer einer staunenswerten Frische und Rüstigkeit. Er selbst fühlte sich allmählich einjam, denn all seine Freunde und Altersgenossen waren längst vom Schauspiel dieser Erde verchwinden. Begreiflich also, daß er mit einer gewissen Vorliebe fast Tag für Tag hinunter ging zum stillen Gottesacker, die Blumen ordnete auf den Gräbern und dabei mit seinen lieben Toten sprach. Bald, nur allzubald sollte auch er bei ihnen sein. Ostern war wieder gekommen. Unser Chor, Vater Gerard und Hochm. P. Baldwin hielten geistliche Exerzitien ab, um das Volk auf eine möglichst gute Osterbeicht vorzubereiten. Selbstverständlich beteiligte sich auch unser Anton mit großem Eifer daran. Er machte am weißen Sonntag die gemeinsame Osterkommunion mit, hörte an den folgenden Tagen, getragen von himmlischem Glück und seligem Frieden, nach einander drei hl. Messen und ging dabei täglich zur hl. Kommunion. Doch sieh, am dritten Tag fühlte er sich bei der Rückkehr von der Kirche auffallend müde und schwach. Taufend und unsicheren Schrittes wankte er in seine Wohnstube hinein, wo ihm Bruder Eduard sofort liebevoll entgegen eilte, ihn stützte und sorglich zu seiner Lagerstätte geleitete. Ein Schlaganfall hatte den guten, frommen Mann getroffen. Auch seine Zunge war gelähmt, so daß er nur mühsam einige unverständliche Worte lassen konnte. Dagegen hatte er noch das volle Bewußtsein bewahrt. Lächelnd zeigte er nach dem Himmel, griff nach dem Kreuzifix an der Wand, küßte es und begann still für sich zu beten. Man holte den Priester, der ihm die letzte Ölung und Generalabsolution spendete. Dann begann der Todeskampf. Um 1 Uhr mittags, den 10. April 1907, hauchte er still und friedlich seine reine Seele aus. — Anton Tschitscha war eine wahre Leuchte für die hiesigen Neuchristen. Sein Andenken bleibt in Ehren, versichert doch die Schrift: „In ewigem Gedächtnis bleibt der Gerechte“. Ps. 111, 7.

Was vergangen, lehrt nicht wieder.
Aber, — ging es leuchtend nieder —
Leuchtet's lange noch zurück!

Auf einer katechetischen Erkursion.

Mariathal. — Gelegentlich einer kurzen Feierreise, die mir meine verehrten Obern erlaubten, kam ich u. a. auch nach Mariathal. Der dortige P. Rektor (Rev. P. Solanus) lud mich ein, mit ihm am nächsten Morgen zur Katechese in die heidnischen Kraals hinauszureiten. Obwohl müde von der Reise, nahm ich den Vorschlag mit Freuden an — denn mir, dem Neuling, waren die Missionsverhältnisse noch

gänzlich unbekannt —, und so ritten wir zusammen hinaus nach dem Ufa-Tal. Anfangs ging es über eine graue Ebene dahin, bald aber fiel der Weg oder vielmehr der steile Fußpfad, den wir ritten, sehr ab. Da hieß es absteigen und die Pferde am Jügel nachführen. Ich gestehe offen, es wurde mir angst und bange, als wir immer tiefer und tiefer auf dem steilen, felsigen Fußpfad in die afrikanischen Schluchten hinabstiegen. Wie leicht konnte das Pferd ausgleiten und in die Tiefe stürzen! Ein Tier, das jener Wege ungewohnt wäre, stieße sich da überhaupt nicht hinabführen. Unwillkürlich dachte ich dabei auch an die Strapazen des Missionärs, der bald in Sturm und Regen solche Wege machen muß. Wir kamen zum ersten Kraal. P. Rektor gab mit einem Horn ein Signal, und bald versammelten sich aus den umliegenden Hütten etwa 15—20 Personen zum christlichen Unterricht. Sowohl kamen bedeutend mehr, allein da an jenem Tage ein Mädchen dieses Kraals eben Hochzeit hielt, waren die meisten Kraalinjassen zur Teilnahme an der seltsamen Feier nach Zopo gegangen. Ich fand den Kraal sauber gekehrt, den Boden mit Kuhmist frisch gewirtschaftet, die Töpfe, Grasmatten und sonstigen Hausrat ordentlich in Ordnung, kurz, man sah, daß auch in diesem Stadl die Mission schon ihren wohltuenden Einfluß übt. Die Decke war allerdings von Rauch und Ruß ganz geschwärzt, doch das kann in einem Kaffernkraal, wo beinahe Tag und Nacht ein Feuer brennt und der Rauch keinen andern Ausweg hat, nur einmal gar nicht anders sein. P. Missionar zog einen Thorsa an und kniete nieder, worauf alle Anwesenden sohn das Gleiche taten. Nach kurzem Gebet begann der Unterricht in den Hauptwahrheiten unseres hl. Glaubens, dann wurden noch einige Gebete erklärt, ein Lied eingeläutet und zum Schluss die Lauretanische Litanei gesebet. Ich muß gestehen, es war ein „Zug“ im Ganzen. P. Rektor war voll Leben und auch seinen schwachen Katechumenen, die ihm offenen Mundes zuhörten und auffallend frisch und kräftig ihre Antworten gaben, konnte man das Interesse vom Gesicht ablesen. Dann wollten wir die Pferde wieder besteigen, als eine heidnische Mutter zum Missionär herantrat mit den Worten: „Vater, mein Kind ist frank; seit 14 Tagen schläft und ist es beinahe nichts, weint viel und magert beständig ab. Bitte, tauße es, bevor es stirbt!“

Das Knäblein mochte etwa sechs Monate alt sein und sah in der Tat höchst leidend aus; der Atem ging schwer, Hals und Brust waren entzündet und ließen das Schlimmste befürchten. Dennoch zögerte der P. Missionär mit der Taufe. Die Mutter war eben noch Heidiin, wenn sie auch zuweilen den christlichen Unterricht besuchte, der Vater vollends wollte von Taufe und Bekehrung nichts wissen. Welche Garantie für die christliche Erziehung des Knaben hatte man also, falls er nach der Taufe genesen sollte? „Wie aber“, erlaubte ich mir einzurufen, „wenn das Kind, das nun offenbar schwer frank ist, ohne Taufe stirbt? Bitte, Vater, taußen Sie den Knaben, ich will für ihn beten. Stirbt er, so habe ich an ihm einen Fürsprecher bei Gott, kommt er mit dem Leben davon, dann wird Gott für das weitere schon sorgen. Nun begann P. Rektor eine lange Unterredung mit der Mutter, wobei zuletzt für die Taufe des Kindes als Bedingungen aufgestellt wurden: Fleißige Beteiligung der Mutter am christlichen Unterricht, das Tragen anständiger Kleider und die christliche Erziehung des Kindes. Es

wurden die Taufutensilien herbeigeholt, auf einer Ziroematte ausgebreitet und der hl. Taufakt im Kreis vorgenommen. Ich respondede kräftig mit Amen, hielt den Kopf des kleinen Schreihalses, so wie die brennende Kerze und betete dabei aus innerem Herzensgrunde. Nur allzu gern hätte ich Patenrolle an dem Kleinen vertreten, doch das ist dem Ordensmann bekanntlich nicht erlaubt. Nach dem Taufakte hielt P. Missionär noch eine kleine Ansprache an die Versammelten und ermahnte dabei namhaft die Mutter des Täuflings, ihren Verpflichtungen gewissenhaft und treu nachzukommen. Dann wurden die Tauf-Requisiten wieder in die Ledertasche ver-
samt, die Pferde bestiegen und fort ging es auf den zentralen, halsbrecherischen Pfaden nach einem zweiten

nung ist der Wetterstock, ein Blitzableiter." — "Wie", fragte ich erstaunt, "haben diese wilden, heidnischen Käffern einen Blitzableiter?" — P. Rektor deutete auf einen vis-à-vis vom Einschlupfloch befindlichen Stumpf mit den Worten: „Da, dieser gelb angestrichene Stecken, der einen Zoll aus dem Boden hervorragt, das ist ihr Blitzableiter." Dann wandte er sich wieder an die Schwarzen, hielt ihnen das Törichte, ja Gefährliche ihres Feueranzündens vor, verwies ihnen ihren Aberglauben und ermahnte sie zur Buße und Befahrung, zum Gebet und Gottvertrauen. Mittag war bereits vorüber, als wir nach längerem Ritt über Berg und Tal zu einem großen, aus 7 Hütten bestehenden Kraal kamen. Unter den vielen, höchst armelig gekleideten Kindern fiel mir ein etwa 3jähr. Knabe



Die Regierungsschulen in Deutsch-Ostafrika. Nach Photographien von Dannenberg & Co., Berlin.
Schülerkapelle vor dem Schulhause.

Kraal. Hier kam P. Rektor im Laufe der Katechese auf die schrecklichen Gewitter zu sprechen, die während der letzten 4 Tage gehäuft hatten. Blitz und Donner werden von den Käffern arg gefürchtet; fast jedes Jahr werden auch tatsächlich mehrere Leute, oft ganze Familien, vom Blitz erschlagen. „Habt Ihr keine Angst, wenn es so blitzt und donnert?“ fragte der Missionär. — „Ja, Vater, große, schreckliche Angst durchzuckt unsere Herzen, wenn wir den Blitz aufleuchten sehen und die Donner rollen hören. Am meisten fürchten wir dieses Blitzen und Krachen zur Nachtszeit.“ — „Was sagt Ihr dann an und wie wollt Ihr Euch dagegen schützen?“ — „Wir stehen auf, machen ein großes Feuer im Herd, stellen auf die glühenden Kohlen ein irdenes Gefäß, streuen ein heißes Kraut darauf und stellen es sodann hinaus vor den Eingang, damit die Geister der Vorfahren uns vor allem Unglück beschützen. Unsere weitere Hoff-

auf, der auf beiden Augen total blind war. Wie ich hörte, war er mit hellen klaren Augen zur Welt gekommen, allmählich wurden dieselben aber mit einer gerippten Haut überzogen, so daß man von der Pupille nur noch einen kleinen, dunklen Streifen sieht. Das arme, sonst so frische, wohlgeformte Kind dauerte mich sehr. Was soll der arme Junge hierzulande, wo es für Schwarze keine Blindenanstalt gibt, anfangen? In der Missionschule zu Marienthal haben wir auch einen blinden, zehnjährigen Knaben, doch wir können ihm nur wenig beibringen. Bei solchen Anlässen sieht man erst, welch eine Wohltat die Blindenanstalten in zivilisierten Ländern sind. Ähnlich ist es mit den Tauri, deren es in unserer Mission auch mehrere gibt. Nach Beendigung der Katechese, die auch hier mit Gebet und Gesang schloß, hörten wir, es sei am Abhang eines nahen Hügels viel Volk beim Bau eines neuen Kraals versammelt. P. Rektor ritt sofort hin, in

der Hoffnung, dort u. a. Leute zu finden, die nie oder nur höchst selten zum Besuch einer Katechese zu bewegen sind. Der steile rauhe Fußpfad, der sich um den halben Berg herumwand, führte uns immer höher und höher hinauf, bis wir endlich den Kraal vor uns sahen. Es war in der Tat eine Masse Volk beisammen. Im Vordergrunde saß ein Haufen Weiber, die offenbar von der Arbeit gerade ausruhten, während eine zweite Partie emsig am Bauen war. Auch eine bedeutende Zahl Männer, laut und heftig miteinander disputierend, saß vor der Hütte. P. Missionär bot ihnen den landesüblichen Gruß. Sie erwiderten ihn kurz, blieben sitzen und setzten ihren Wortstreit fort. Wir kamen offenbar zu ungelegener Zeit; man wollte nichts von uns wissen. Eine Weile hörte P. Rektor den lärmenden Männern gelassen zu und trat in ihre Mitte mit den Worten: „Madoda, asiwenze umtandato,“ „Männer, lasst uns ein Gebet verrichten!“ Kaum war das Wort gesprochen, da sprang ein halbnackter Käffner in wildem Zorn aus der zu bauenden Hütte. Er war ein Stockheld, kam aus fremder Gegend und wollte sich nun hier ansiedeln. Die neue Hütte gehörte ihm. „Was, beten willst Du hier, ein umtandato, willst Du machen?“ schrie er den Missionär an. „Nichts da! Hier wird gearbeitet, nicht gebetet. All mein Volk ist am Arbeiten, desgleichen sind all meine Nachbarn der Arbeit wegen hierher gekommen!“ P. Rektor wagte eine Gegenrede, doch das reizte den wilden Heiden erst recht zum Zorn. Die Lage begann etwas unangenehm zu werden, da kam die Rettung ganz unerwartet durch den Chieß, der auch zugegen war. Dieser ergriff nämlich die Partei des Missionärs, wies den lärmenden Eigentümern zurecht und forderte alle Anwesenden auf, sich am Gebet und Unterricht des Umsundisi (Lehrers) zu beteiligen. Damit war die Sache entschieden. P. Solanus zog das Rochet an, stellte ein hübsches, kleines Bild, u. L. Frau vom guten Rat, in der Nähe der Hütte auf, nahm das Kruzifix zur Hand und begann den Unterricht. Sofort war alles mäuschenstill, unverwandten Blickes hing alles, groß und klein, am Mund des Missionärs. Da sah ich so recht die Macht des Evangeliums und freute mich aus innerstem Herzengrunde über die merkwürdige Umwandlung, die sich in den Herzen dieser armen, blinden Heiden vollzog. Gewiß wurden in dieser Gnadenstunde manche von ihnen dauernd für den christlichen Glauben gewonnen. Wir schieden in bestem Frieden voneinander, und P. Missionär versprach, bald wieder zu kommen. Dies eine kurze Skizze von dem, was ich bei meinem Besuch in der Mariathaler Mission gesehen und gehört. Ich kann unsren verehrten Wohltätern die Versicherung geben, daß ihre Almosen gut angewendet sind, daß von den Missionären fleißig gearbeitet und mit Gottes Hilfe auch viel erreicht wird.

Lea.

Von Schw. Gustochum.

S. Michael. — Ein heidnisches Käffernädchen besuchte eine Zeit lang die protestantische Schule und wurde dafelbst auf den Namen Lea getauft. Später bat sie um Aufnahme in unsere Missionschule, was ihr auch gern gewährt wurde. Lea war ein überaus gutes Kind, willig und dienstfertig, fleißig und arbeitsam, wie wenige. Kein Wunder also, daß sie bald der Liebling aller wurde, zumal da sich zu ihren sonstigen guten Eigenarten noch eine außerordentliche Heiterkeit und

Fröhlichkeit gesellte. Auch trat sie nach verhältnismäßig kurzer Zeit zur katholischen Kirche über, zu der sie ihrer Gesinnung nach von Anfang an ohnehin gehörte. Alles wäre gut gewesen, nur eines lag zu wünschen übrig: ihre Gesundheit. Lea kränkte viel, ohne jedoch deshalb ihre Arbeitslust zu verlieren. Als ihr Zustand bedenklicher wurde, holte sie ihr Vaterheim in den elterlichen Kraal; bald jedoch kehrte sie in die geliebte Missionschule zurück. Hier hatte sie ihr eigentliches Heim, während ihr der Kraal zu Fremde geworden war. Die Eltern wollten sie ein zweitesmal holen, doch Lea wollte nun nichts mehr davon wissen. „Vater“, sprach sie, „ich fühle, ich werde bald sterben. Wo habe ich aber zuhause eine Hilfe, wenn ich mit dem Tode ringe? Anders hier, in der Schule wird mir der Priester beistehen, und die Lehrerin wird mit ihren Kindern an meinem Sterbett thun und für mich beten. Drum, Vater, bitte, lasst mich hier!“ Der gute Mann gewährte ihr die Bitte; er ließ sein geliebtes Kind in der Missionschule, konnte es sich aber nicht versagen, Lea öfters zu besuchen. Auch an ihrem Sterbetage war er hier. Die Krankheit stieg. Der schönste Tag, der wie eine Sonne in ihre Leidenschaft hineinleuchtete, und alles mit dem Lichte der Verklärung übergoß, war der Tag ihrer ersten hl. Kommunion. Im weißen Kleidchen, mit einem Myrtenkränzlein auf dem Haupte, lag Lea auf ihrem Schmerzensbett, als sie mit einem Herzen voll Schmerz und Liebe das erste und zugleich letztemal den hl. Heiland im hochheiligen Sakramente empfing. Ja, dies war ein schöner, hochherrlicher Gnadentag! Bald darauf nahte die Stunde ihrer Auflösung. Im Himmel oben sollte sie in bühne ihren Gott und Erlöser von Angesicht zu Angesicht sehen dürfen. Alle Kinder, selbst die furchtämsten, hatten sich um ihr Sterbelager versammelt, denn sie wollten alle die liebe, gute Lea nochmals sehen und für immer Abschied von ihr nehmen. Der P. Missionär betete die Sterbegebeete vor und die bekannte Litanei, wobei die Kinder gar andächtig responsierten. Als jedoch der Todeskampf noch länger dauerte, begaben sich die Kinder wieder an ihre Arbeit, nur die Lehrschwestern blieb allein bei der Kranken zurück. In der Nähe des Sterbetrates war eine Statue des hl. Joseph aufgestellt, zu dem Lea von jeher eine besondere Verehrung gehabt hatte. Später kam auch der Priester wieder und reichte ihr das Kruzifix, das sie jedesmal mit großer Liebe und Innigkeit küßte. Endlich hatte sie ausgelitten. Der P. Missionär betete mit ein paar Schwestern, die gerade auch eingetreten waren, den bekannten Hymnus: „Maria, mater gratiae, O Mutter der Barmherzigkeit, Durch die uns Gnade Gott verleiht, Mach' uns von unsren Feinden frei, Und steh' im Todeskampf uns bei!“ Nochmals erhob Lea ihre brechenden Augen, blickte ruhig und vertrauensvoll zum Himmel auf und gab dann ihre reine Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück. Früh vollendet hat sie viele Jahre erreicht; ihr Andenken bleibt in Segen.

In schwerer Versuchung.

Von Schw. Damiana.

Himmelberg. — Unsere ehrw. Schwestern Oberin war eines Sonntags zu einer schwer kranken Person gerufen worden. Da sie ziemlich lange ausblieb, ging ich im Laufe des Nachmittags mit den Schulkindern eine Strecke weit entgegen. In der Nähe einer Farm machten wir Halt, um ein wenig aus-

zuhören. Vanhlan, ein kräftiger Junge von etwa sechs Jahren — er fungiert z. Bt. auf der Station als Hirtenknabe — frechte sich sofort den Länge nach ins weiße und schaute dabei voll heiher Gier zu den Obstbäumen des englischen Farmers hinüber. Länge lag schweigend da, endlich kam es von den wulstigen, schwarzen Lippen: „Dürfte ich durch dieses Loch da schlüpfen! Dürfte ich doch in den großen, schönen Garten da hinüber und nur ein wenig, ein klein wenig von den goldgelben Orangen naschen, die mir so freundlich zuwinken!“ — Die Kinder sind doch auf der ganzen Welt die gleichen, dachte ich, und unwillkürlich kamen mir die bekannten Worte unseres großen Dichters in den Sinn: Menschen sind die Menschenkinder aller Zeiten, aller Zonen, ob sie unter Birkenbüschchen, ob sie unter Palmen wohnen.“

aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.
(Fortsetzung.)

Der Maienmonat

an der Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria gewidmet. Die Ehre, welche ihr in diesem Monat erzeigt wird, ist mannigfaltig und groß und wird von vielen Nichtkatholiken teils absichtlich, teils wegen ungenügender Aufklärung falsch verstanden. Maria wird „von der römischen Kirche adgöttisch verehrt“; auch sie ist ein sündiger Mensch gewesen.“ — In diesen Worten werden gewöhnlich die Vorwürfe zusammengefaßt. Kurz und bündig antwortet darauf P. Brors in seinem ABC: Maria wird von der Kirche nicht abgöttisch verehrt; es wird ihr vielmehr nur die schuldige Ehre erwiesen nach dem Beispiel der hl. Elisabeth, welche voll des hl. Geistes zu ihr sprach: „Gebenedeit ist du unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes!“ (Lukas 1, 42) und wie Maria selbst vorher sagte mit den Worten: „Hoch preiset meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heilande. Denn er hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd; denn siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter!“ (Lukas 1, 46—48). Wir Katholiken haben also Recht, wenn wir Maria hoch preisen. Töricht aber handeln jene, welche den Sohn zu ehren glauben, indem sie der Mutter die schuldige Ehre verweigern. Und sollte Gott wohl eine Kinderin zu seiner Mutter erkoren haben, wenn es ihm frei stand, dieselbe vor jeder Sünde zu bewahren? Gott könnte es, deshalb tat er es. Wir verehren Maria nur um der Vorfürze willen, die Gott ihr verliehen und wegen der Tugenden, die sie mit der Gnade Gottes gewirkt hat. Eine Schmälerung der Ehre Gottes kann es nicht sein, den Meister in seinem Werke zu loben. Wir rufen Maria um ihre Fürbitte bei Gott für uns an, weil sie als Mutter Gottes — als Mutter des Sohnes Gottes — viel bei Gott vermag. Der hl. Paulus sagt (1. Tim. 2, 1): „Darum ermahne ich vor allen Dingen, daß Bitten, Gebete, Hörbitten, Danksgaben geschehen für alle Menschen.“ Wenn also der eine Mensch für alle Menschen beten soll, so muß auch Maria für mich beten; und sie wird es um so lieber tun, wenn ich sie noch insbesondere um diese Fürbitte anslehe. Der Marienkult der katholischen Kirche ist also biblisch, vernünftig und schön zugleich. Alle edlen Menschen sind darin einig, daß man die Mutter Gottes auch besonders ehren muß. Es ist nicht notwendig, die Erzählungen

gen z. B. in den „Herrlichkeiten Mariens“ vom hl. Alfons v. Liguori zu glauben. Ein vernünftiger Mensch unterscheidet zwischen dem Wesen der Andacht und den Geschichtlein, die irgendwo in einem frommen Buche stehen, und wäre das Buch auch von einem Theologen. Auch wir halten nicht alle der angeführten Geschichten für historisch, aber das verdirbt uns nicht die Freude an den schönen Gedanken des Buches. Wenn darum neuerdings die katholische Kirche wegen ihres „Madonnenfeindsimus“ angegriffen wird, weil der hl. Alfons einige unglaubliche Geschichten in seinen vielgelesenen „Herrlichkeiten Mariens“ anführt, so weiß jeder denkende Katholik, was er von solchen Angriffen zu halten hat. Wer heutzutage noch auf die sogenannte „Dummheit“ und „Inferiorität“ der deutschen Katholiken spekuliert in der Absicht, um sie der römischen Kirche zu entfremden, kommt zu spät. Der katholische Mann durchschaut die Absicht „und wird verstummt“ gegen solche Männer der Aufklärung. Es ist rührend, zu sehen, wie einige Männer, die von der katholischen Kirche abgefallen sind, uns Katholiken erlösen wollen vom Romanismus, vom Überglauen, vom Madonnenfeindsimus. Welch eine zärtliche Besorgnis um das Heil unserer Seelen! Der Heiland sprach einmal von dem Baffen, den der Tadler aus seinem eigenen Auge ziehen möge, ehe er daran gehe, andere zu belehren. Nein! Wir Katholiken holen uns unsere Belehrung über Glaubenssachen bei der unschönen Kirche, bei Petrus zu Rom.

Herr Leopold Schredt †.

Ein edler Missionsfreund schied am 30. Jänner d. J. in Wien aus diesem Leben, welcher nicht bloß ein Förderer vieler katholischer und humanitärer Vereine und Anstalten war, sondern dessen wahrhaft großmütige Liebe sich über das weite Meer nach Afrika erstreckte. In Herrn Schredt verlor die Mission Mariannhill einen großen Wohltäter. Aus Dankbarkeit wurde per Depesche die Todesnachricht nach Afrika gemeldet, und wurde sowohl das feierliche Requiem für seine Seelenruhe in Mariannhill abgehalten, als auch auf allen Missionsstationen Gebete für den teuren Verstorbenen verrichtet. Möge das Wort der heiligen Schrift sich an Herrn Schredt erfüllen: Selig die Toten, die im Herrn sterben, ihre Werke folgen ihnen nach. Wir wollen dem lieben Verstorbenen ein dankbares Andenken in der Mission bewahren. Herr Leopold Schredt ruhe in Gottes hl. Frieden.

Man hat in allen Zeiten die Sonne und die Gesundheit besungen, ich will heute die Krankheit und die Schatten preisen. Es ist vieles, welches während der Krankheit des Körpers beträgt, das Gemüt zu beschäftigen — das stillle Zimmer, die stillle Dämmerung, die leisen Stimmen und dann vor allem die sanften Worte derer, die uns umgeben, ihre Aufmerksamkeit, ihre Unruhe, ja vielleicht eine Träne in ihren Augen. Alles dieses tut wohl, tut innerlich wohl, und als der weise Salomon alle guten Dinge nannte, die auf der Erde ihre Zeit haben, so vergaß er unter diesen die Krankheit zu preisen.



St. Josephsgärtchen.

Die hl. drei Könige in Jerusalem.

Anfangs schienen die hl. drei Könige gegen Bethlehem zu ziehen, darin aber wandten sie sich nach Jerusalem. Ich sah die Stadt hoch gegen den Himmel aufgetürmt liegen. Der Zug der Könige war wohl eine Viertelstunde lang. Als sie vor Jerusalem hielten, war der Stern verschwunden, worüber sie sehr bekümmert waren. Einige vom Gefolge gingen ans Tor und kehrten mit Aufsehern und Soldaten zurück. Man brachte sie mit ihren Tieren in ein rundes mit Hallen und Wohnungen umgebenes Gehöft. Das Schloß des Herodes lag nicht ferne davon auf einer Höhe und der ganze Weg bis hinauf zum Schloß war mit Fackeln oder Feuerkörben auf Stangen beleuchtet. Die Ankunft der Könige erregte große Bewunderung in der Stadt. Thenkeno, der älteste der hl. drei Könige, wurde noch während der Nacht ins Schloß beschieden. Er sprach daselbst mit einem Hofsieher, der wieder alles dem Herodes berichtete. Letzterer wurde wie unsinnig darüber und bestellte die Könige zu sich auf den anderen Morgen. Er ließ ihnen sagen, sie möchten nur ausruhen, er wolle nachforschen und werde ihnen melden, was er erfahre. Hierauf schickte Herodes Diener an den Tempel und sonst in die Stadt, und ich sah, daß Priester, Schriftgelehrte und alte Juden mit Kollen zu ihm kamen. Ich sah sie auch mit ihm auf das Dach des Schlosses hinaufgehen und nach den Sternen sehen. Herodes war in großer Unruhe und Verwirrung; die Schriftgelehrten aber suchten ihm immer zu beweisen, daß es mit dem Gerede der Könige nichts sei, daß diese Völker immer allerlei Phantastereien mit Sternen hätten, und daß, wenn etwas daran wäre, sie es am Tempel und in der hl. Stadt doch eher wissen müßten. Bei Tagesanbruch sah ich abermals einen Hofsieher herabkommen und alle drei Könige mit ihm hinaufgehen. Sie wurden in einen Saal geführt, wo einige Gerichte zum Empfang aufgestellt waren. Die Könige rührten die angebotenen Speisen nicht an; sie blieben stehen bis Herodes kam, dem sie mit Verbeugung entgegen traten und kurz fragten, wo der neu geborene König der Juden sei, dessen Stern sie gesehen und den anzubeten sie gekommen seien. Herodes, dem sehr angst dabei war, der sich aber seine Furcht nicht anmerken lassen wollte, fragte sie näher nach dem Sterne aus und sagte ihnen, von Bethlehem Ephrata laute die Verheißung. Menjor erzählte nun das letzte, in der hl. Nacht geschaut Geist: sie hätten eine Jungfrau gesehen und vor ihr ein liegendes Kind, aus dessen rechter Seite ein Lichtzweig ausgegangen, auf dem zuletzt ein Turm mit vielen Toren gestanden, der zu einer großen Stadt geworden. Das Kind habe mit Schwert und Szepter als ein König darüber gestanden und sie hätten sich selbst und die Könige der ganzen Welt kommen, sich verbeugen und das Kind anbeten sehen; denn es habe ein Reich, das alle Reiche überwinden werde. Herodes, ganz bleich vor Schrecken, riet ihnen, ganz stille nach Bethlehem zu ziehen und, wenn sie das Kind gefunden, zu ihm zurückzukehren, damit auch er komme, es anzubeten. Ich sah hierauf die Könige Jerusalem verlassen und bei einem Bache Halt machen. Hier sahen sie zu ihrer großen Freude

den wunderbaren Stern wieder! Die gerade Straße von Jerusalem nach Bethlehem wimmelte in diesen Tagen von Menschen und Reisenden mit Gedächtnis und Geschenken. Der Stern führte sie aber auf stillen, einjamige Nebenwegen, so daß sie unbelästigt von zudringlichen Mengen gegen abend in Bethlehem anlangten.
(Fortsetzung folgt.)

Sparen macht freigebig.

Wer sparsam ist, kommt zu etwas, und wenn es auch nicht gerade zu einem großen Vermögen bringt, so hat er doch so viel, um ehrlich durch die Welt zu kommen; ja, es bleibt immer noch etwas für die Armen übrig. Ist es nicht eine auffallende Tatsache, bezeugt von allen, die auf diesem Gebiete Erfahrungen gesammelt haben, daß die größten Summen für die Missionen aus der Hand der Armen und Durchstreifenden fließen? Desgleichen, daß die Arbeiter und Dienstboten, die jeden Pfennig sorgsam aufzuhaben, oft am schnellsten bereit sind, ihr Scherlein für gute Zwecke beizutragen? Jungst eröffnete ein Seelsorger seiner Pfarrkindern, es sollte notwendig in der Gemeinde eine Kapelle erbaut werden; die Gläubigen möglicherweise nach Kräften zu dem schönen Zweck beisteuern. Wer war nun der erste, der dem Herrn Pfarrer sein Scherlein überbrachte? Ein armer Knecht, der brachte 150 Mark mit dem Bemerkten: „Das ist Raugeld, d. h. das habe ich mir durch das Aufgeben des Rauchens erspart.“ Ein anderer Priester wollte seine Kirche mit neuen Paramenten, Messgewändern, Altartüchern &c. versehen, weil die alten abgenutzt und unbrauchbar geworden waren. Er bat seine Pfarrkinder um milde Beiträge. Wer kam zuerst? Ein Dienstmädchen. „Ich wollte“, sagte es, „mein Geld für ein neues Sonntagskleid verwenden, aber es ist so besser angewendet; das alte tut's auch noch.“ Mit diesen Worten überreichte das Mädchen eine Banknote von 100 Franken. Ein Knecht, der kürzlich starb, gab wenige Tage vor seinem Tode seinem Seelsorger einen Kaschasechein mit den Worten: „Habt mir, verwenden Sie das für gute Zwecke; es sind mit Zinsen und Zinsseszinsen über 10 000 Mark. Ich habe ich mir erspart und ich möchte sie nun zum Heil meiner Seele verwendet wissen.“ Uebrigens finden wir auch unter den Reichen edle, hochgesinnte Seelen. So erhielt z. B. der hochselige Bischof Dupanloup von Orleans eines Tages von einer vornehmen Dame folgenden Brief: „Hochwürdigster Herr! Die göttliche Vorsehung hat mir 1000 Fr. zur Verfügung gestellt für einen neuen Kaschasechein. Ich habe nun berechnet, daß ich, wenn man das Pfund Brot zu fünf Sous berechnet, 4000 Pfund Brot, das von rechts und links den Armen gehört, auf meinen Schultern zu tragen hätte. Das hat mich erschreckt. Ich schicke Ihnen deshalb die 1000 Fr. zur gefälligen Verteilung unter den Armen.“

Ein schwarzer Märtyrer der Nächstenliebe.

Von Schw. Arnoldine.

Kongo. — Wenige Europäer können das Erdenklima hier, direkt unter dem Äquator, lange ertragen.

magen. Es gehört schon zu den Ausnahmen, wenn ein Besucher ununterbrochen sechs Jahre lang hier aushält, ohne in der Zwischenzeit nach Europa zurückzukehren. Aber auch unsere Schwarzen erreichen nur selten ein hohes Alter, fast alle sterben jung hinweg. Von den Mädchen, die sich im Laufe des letzten Jahres aus unserer Schule verheirateten, sind schon viele Witwen, desgleichen haben schon manche unserer jungen Männer ihre Frauen verloren. Die meisten erliegen der berüchtigten **Schlafkrankheit**; manche sterben auch an Ruhr, an Lungenerkrankung und einer schrecklichen Halskrankheit. Nicht die wenigsten aber an den Verzehren von Erde, Kalk und irgendeinen Töpfen. Man sollte das nicht für möglich halten, aber es ist geradezu unglaublich, wie sehr sie darauf verzessen sind. Alle Mahlungen und Strafen enden sich da als fruchtlos. Wird z. B. ein Haus mit einem, einer Art Kalkerde, die wir aus dem Fluss holten, angestrichen, so dürfen wir sicher sein, daß nach ein paar Tagen alle Wände total zerkratzt und umragt sind. — Zeigt sich einer unserer irischen Kocher, so wird er von unseren Kindern jubelnd vollends in tausend Stücke zerschlagen und mit Appetit verzehrt. Seltens kommt es auch vor, daß ein Mädchen weint und daherkommt und klagt, es habe ihr eine andere, während sie selbst geschlafen, vom Kochtopf den ganzen Mund weggegessen. — Kürzlich starb der Krankenwärter unserer Schlafkranken auf dem Eiland, wohin wir seit längerer Zeit, der Ansteckung wegen, unsere Schwarzen zu bringen pflegen. Ich kann nicht umhin, von seinem höchst erbauenden Leben und Tod einiges zu erzählen, grenzen einzelne Tugenden dieses guten Negers geradezu als heroische. Lebrigens mögen unsere geehrten Beser und Wohltäter selbst urtheilen: Louis Lombale — sein Name — verlebte seine erste Jugendzeit mitten unter den übrigen Negern im afrikanischen Urwald. Später wurde er Arbeiter bei den Weizen auf einer Staatspost. Nachdem aber bald darauf in deren Nähe eine Missionsstation errichtet worden war, kam er möglicher jetzt 7 bis 8 Jahre her, um sich mit Weib und Kind taufen zu lassen. Zugleich bat er, als Arbeiter aufgenommen zu werden, nur um recht nahe bei der Kirche und beim Meister zu sein. Beides wurde ihm gewährt, und wir alle hatten unsere helle Freude an dem braven Neugetauften, der so ungemein eifrig und treu alle seine Pflichten erfüllte und jedermann gegenüber zu allen nur erdenklichen Liebesdiensten bereit war. Bald konnten wir ihm keine größere Freude machen, als wenn wir ihn in unser Krankenhaus riefen, um den armen, kranken Heiden einige Hilfe zu leisten und ihnen etwas vom lieben Gott zu erzählen. Denn die Mehrzahl derselben war noch nicht getauft. Auch uns war damit ein großer Dienst erwiesen; oft nehmen es die Schwarzen viel lieber an, wenn einer ihrer gleichen von Taufe und Bekreitung spricht. Vor uns, den Roten Schweibern, hatten manche, zumal in den ersten Jahren, nun allzu viel Angst. Auch ist es oft schwer, sich den Neugeborenen gegenüber, die oft ganz verschiedenen Stämmen angehören, verständlich zu machen, da auch der Sprachunterschied meistens ein ganz bedeutender ist. Wenn dann Lombale sah, daß wir die von ihren eigenen Angehörigen verstoßenen, vor Schmutz und Glend ganz verkommenen Kranken waschen und reinigen und ihnen die verfilzten Haare scheren, war er tief gerührt. Sooft bot er sich aus freien Stücken zur Hilfe an und

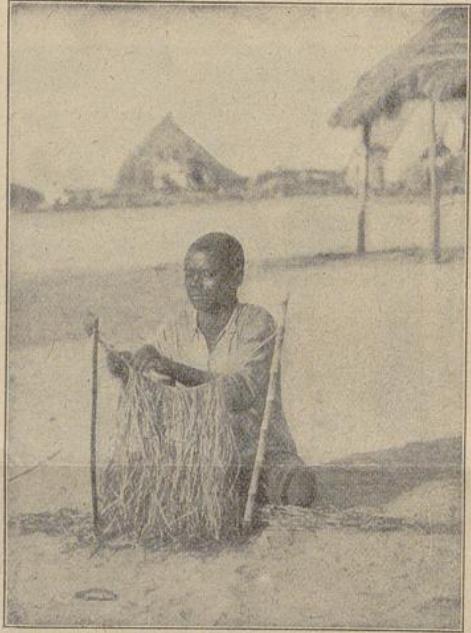
sprach: „Mama, das will ich tun; gib mir die Schere!“ Als dann die schreckliche Schlafkrankheit immer mehr zunahm, wurde eine Viertelstunde von der Station entfernt ein eigenes Hospital für dieselben errichtet, und von den hochw. Missionären Louis Lombale als deren Aufseher ernannt; denn wir Schwestern konnten bei der vielen sonstigen Arbeit unmöglich den ganzen Tag dort sein. Das aus vielen kleinen Strohhütten bestehende Hospital der Schwarzen lag im Walde, weil der großen Ansteckungsgefahr wegen ein abgesondeter Ort gewählt werden mußte. Louis hatte einige Minuten von den Kranken entfernt seine eigene Wohnung, und wenn wir morgens kamen, so war er stets schon in voller Arbeit, und oftmals ging er mitten in dunkler



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika:
Mattenflechter. Phot. Gebr. Haeckel.

Nacht ins Hospital hinüber, um nach den Schwerkranken zu sehen, und ihnen seine Hilfe anzubieten. Später wurde das Hospital auf den Wunsch der Regierung noch weiter verlegt, nämlich auf eine Insel im Rücki-Strom. Sofort erbot sich Lombale, mit den Kranken dorthin zu gehen. Es wurde ihm auf dem Eiland hart am Fluß ein kleines Haus erbaut, während die für die Kranken bestimmten Wohnungen zehn Minuten davon entfernt im schattigen Urwald errichtet wurden. Hier nun hat der treue, unermüdliche Krankenwärter gegen fünf Jahre gewirkt und gearbeitet, hat die abschreckenden Schlafkranken in liebevollster Weise gepflegt, ihnen das Essen, welches täglich von zweien unserer Mädchen bereitet wird, hinübergeholt, hat verschiedene Kranken in Todesgefahr selbst getauft und im ganzen mehrere Hundert auf dem neben dem Hospital errichteten Friedhof zur letzten Ruhe bestattet. Tausend andere wären aus Furcht vor der Ansteckung nicht um vieles Geld dazu bereit gewesen, er aber tat es ohne alle Aussicht auf irdischen Lohn, und so oft wir Schwestern nach dem Eiland fuhren, um nach unseren armen Kranken zu sehen, fanden wir ihn

munter und vergnügt bei seiner Arbeit. Nichts scheute er, auch die Leoparden und Elefanten nicht, die am Abend oder zur Nachtszeit nicht selten bis in die nächste Nähe seiner Behausung kamen. Er hatte sich in heroischer Weise ganz dem Herrn zum Opfer gebracht. Einmal hatte er beim Unterrichte gehört, wie erhaben und verdienstlich es sei, als Märtyrer der Nächstenliebe zu sterben; sofort brachte er dem P. Missionär Geld mit der Bitte, eine hl. Messe für ihn zu lesen, damit auch er an der Schlafsucht sterben dürfe. Der Priester nahm das Geld an, ermahnte ihn aber, er solle vielmehr darum beten, daß der hb. Gott ihm Kraft verleihe, noch recht lange bei den armen Kranken wirken zu können. Er aber blieb bei seinem Herzens-



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Herstellung eines Schurzes. Phot. Gebr. Haefel.

wunsch. Oft, wenn ich ihn beim Auswerfen eines Grabes antraf, sagte er: „Mama, hier will auch ich der einst begraben sein!“ — Gott hatte offenbar sein Wohlgefallen an dem edlen Wunsch unseres Louis Lombale und wollte ihm schon bald die erbettete Krone schenken. Im letzten Frühjahr erkrankte er. Obwohl wir gewisse Anzeichen der Schlafsucht an ihm bemerkten, so konnten wir doch kaum glauben, daß unser guter Louis uns schon so bald sollte entrissen werden. Er aber sagte mit aller Bestimmtheit: „Ich habe die Schlafkrankheit und werde bald sterben!“ Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, ließ ihn P. Superior hieher nach Bamanica holen und gab ihm eine andere Beschäftigung. Doch das war unserem heldenmütigen Krankenwärter ein schlechter Liebesdienst. Er hatte keinen Augenblick Ruhe und ließ mit Bitten und Drängen nicht nach, bis er endlich wieder auf dem Eiland bei seinen lieben Kranken war und seiner alten Beschäftigung nachgehen konnte; das aber war: Kranke versorgen, Gräber machen und Tote bestatten. Die eigenen Leiden ertrug er nicht nur mit Geduld und stiller Ergebung in Gottes heiligen Willen, sondern sogar mit Freude. Er fühlte sich buchstäblich glücklich, etwas für Gott leiden zu dürfen.

Endlich versagten seine Kräfte. Er mußte sich niederlegen, und er, der so viele Kranke versorgt hatte, durfte nun selbst der Pflege. Dabei wartete seiner ein neues Opfer: Seine eigene Frau fürchte sich vor Furcht der Ansteckung ihn zu pflegen. Somit war er auf fremde Hilfe angewiesen. Doch auch darüber hat kein Wort der Klage über seine Lippen. Sein Herr beschäftigte sich mit Höherem. Als ihn eine unserer Schwestern kurz vor seinem Tode besuchte, sagte er: „Schwester, ich will nicht in meinem eigenen Hause sterben; drüber in einem der kleinen Häuschen, unter meinen lieben Schläfern, möchte ich meine Seele aushauchen.“ Den gleichen Wunsch äußerte er dem Priester gegenüber, welcher kam, um ihm die hl. Sacramente zu spenden. Man erlaubte ihm daher, sich im kommenden Tag dorthin bringen zu lassen. Er erschien zu fühlen, daß es dann schon zu spät wäre; deshalb rief er noch im Laufe des Nachmittags den neuen Krankenwärter und schleppte sich mit dessen Hilfe zum Hospital. Hier legte er sich in einer Hütte nieder, die man für besonders schwierige Fälle, z. B. Irrezzim errichtet hatte, und nun war er zufrieden. Nur der einen Wunsch hatte er noch, man möge ihn nach dem Tod in denselben ärmlichen Stoff hüllen, in den wir unsere übrigen Schläfer zu begraben pflegen. Niemand dachte, daß sein Ende schon so nahe sei; deshalb ließ man ihn während der Nacht allein mit einem andern Schlafkranken, der noch ziemlich rüstig war. Plötzlich fühlte er, daß es mit ihm zu Ende gehe; er rief deshalb den andern Kranken an, sagte ihm, daß er jetzt sterben müsse, bestellte noch Grüße an seine Frau und Kinder, an die Hochw. Patres und an die Schwestern, sogar an die Kinder von Bamanica und ordnete an, daß ein Teil seiner Stoffe, die er zurücklasse, seine Frau, den andern Teil die Hochw. Patres erhalten sollten, um hl. Messen für ihn zu lesen. (Die hinterlassenen Güter des Negers besteht nämlich meist in einer Anzahl Zwischen, die sie, sobald sie Geld in Händen haben, einzukaufen.) Dann rief er: „Seht Ihr nicht die Engel, die mich holen kommen?“ Mit dem ersten Morgengrauen hauchte er seine reine, edle Seele aus. — Als der Krankenwärter in aller Frühe kam, fand er ihn bereits tot und erfüllte sofort seine letzte Bitte; denn obgleich die Frau des Verstorbenen einen recht schönen Stoff herbeibrachte, um die Leiche darin einzuhüllen, so wurde er doch mit dem ärmlichen schwarzen Stoff der Schlafkranken bekleidet. Aehnlich war es mit der Beerdigung. P. Missionär hätte die Leiche gern nach Bamanica geholt, doch, um dem Wunsche des Verstorbenen zu genügen, bestattete man ihn auf dem Land bei seinen hb. Schläfern. Er bekam seine letzte Ruhestätte am Ende des Friedhofes, nahe bei dem Hospital, sodaß er nun die von ihm Bestatteten gerade zu seinen Füßen hat. Wir hatten gerade ein nettes Holzkreuz zur Hand, das früher auf unserer alten Kapelle stand. Dies pflanzten wir auf seinem Grabe auf. Hier in der afrikanischen Wildnis ruhet nun der arme und doch so glückliche Schwarze, der sein Leben dahingegeben hat für seine leidenden Mitbrüder, und harret einer seligen Auferstehung. Sein Andenken aber wird bei uns in Segen sein auf immer.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

Als mich endlich die Schmerzen in meiner Hand wieder aufwachten, begann es bereits im Osten zu tagen;

Ich schüttelte die Asche von mir und verließ die Umjäzung, mich draußen zu waschen. Dann setzte ich mich in der Nähe des Empojeti (Harems) nieder und wartete, bis die „Schwestern“ des Königs kamen, um ihrer Gewohnheit gemäß Wasser zu holen. Bei ihrem Erscheinen zog ich die Decke über das Gesicht und spähte im Geheimen nach Baleka. Da kam sie, langsam und traurig, mit dem Wassergefäß auf dem Kopf. Als ich flüsternd ihren Namen nannte, ging sie etwas abseits zu einem Aloe-Busch, tat, als ob sie einen Dorn aus dem Fuß ziehen wolle, und wartete, bis die übrigen Frauen vorüber waren. Dann grüßten wir uns, indem wir uns lang und tief in die Augen blickten. „Heute noch verwünsche ich den Tag und die Stunde, da ich auf dich hörte, Baleka“, begann ich, „und auf Unandi, die Sonnenmutter! Was habe ich

„Nun, ich weiß eigentlich nichts, Baleka. Nur hatte ich heute nacht einen gar merkwürdigen Traum.“ Und nun erzählte ich das Gesicht, das ich in demselben gesehen. Sie horchte und horchte, als handle es sich um ihr Leben. Als ich geendet hatte, sprach sie: „Mopo, mir deucht, es liege viel Weisheit in diesem Traume. Du bist von jeher ein eigenümlicher Mann gewesen und die Schranke der Zukunft besteht nicht vor deinem Auge. Ich kann jetzt getrost sein, ist doch in meinem Herzen neuerdings die Hoffnung erstanden, daß Umschlopogaas lebt. Ich werde sterben, ich weiß es, denn nur allzulast lese ich's aus dem Auge des Königs. Doch, was machts, wenn nur Umschlopogaas, der Prinz, am Leben ist.“ — „Weib,“ erwiderte ich, „Deine Liebe ist groß! Diese Liebe hat schon viel bitteres Weh über uns gebracht, und vielleicht ist schließlich dennoch alles umsonst, denn es walte ein böses Schicksal über uns. Doch sag' mir, was soll ich nun tun? Soll ich fliehen, oder soll ich mich hier verborgen halten und abwarten, wie die Dinge sich entwickeln werden?“ — „Du mußt bleiben, Mopo! Höre nur; offenbar geht im Herzen des Königs folgendes vor: Er hat seine Mutter ermordet mit eigener Hand, und drum fürchtet er sich, es möchte eines Tages das ganze Volk gegen ihn, den Muttermörder, sich erheben. Deshalb wird er ein falsches Gerücht aussprengen und sagen lassen, daß durch Zauberei Feuer auf deinen Kraal herabfiel und daß darin seine Mutter ihr Leben verloren. Wenn auch jedermann weiß, daß das eine plumpfe Lüge ist, so wird doch niemand es wagen, ihm zu widersprechen. Ferner wird er, wie er Dir bereits

Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Holzschnitzer.

Phot. Gebr. Haack.

sagte, eine Hegenjagd veranstalten, aber eine auf neue Art. Den „Ausriecher“ wird er selber machen und hierauf alle töten lassen, die er fürchtet und von denen er weiß, daß sie ihn ob seiner Grausamkeit und Verworfenheit hassen. Aus demselben Grunde wird er Dich, mein Bruder, nicht töten, er wird im Gegenteil Dich groß machen im Lande. Denn, so wie er sagt, hat Dich ein gleiches Unheil getroffen, wie ihn selbst; denn auch deine Weiber und Kinder kamen um durch



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Eingeborner Schmied. Phot. Gebr. Haack.

sagte, eine Hegenjagd veranstalten, aber eine auf neue Art. Den „Ausriecher“ wird er selber machen und hierauf alle töten lassen, die er fürchtet und von denen er weiß, daß sie ihn ob seiner Grausamkeit und Verworfenheit hassen. Aus demselben Grunde wird er Dich, mein Bruder, nicht töten, er wird im Gegenteil Dich groß machen im Lande. Denn, so wie er sagt, hat Dich ein gleiches Unheil getroffen, wie ihn selbst; denn auch deine Weiber und Kinder kamen um durch

Zauberei. Flehe also nicht; nein, bleib hier und werde groß, groß zu dem großen Zweck, vollgültige Rache zu nehmen an Tschaka! Du hast vieles zu rächen an ihm; bald werde auch ich nicht mehr sein, und wird auch mein Blut um Rache schreien zu dir! Höre, Mopo, gibt es nicht noch andere Fürsten im Land, leben nicht Dingaan, Umschlangana, und Umyanda, die Brüder des Königs? Möchten nicht auch sie gerne König sein? Statt dessen betasten sie jeden Morgen ihre Glieder, zu sehen, ob sie noch am Leben sind, und wenn sie sich abends niederlegen, wissen sie nicht, ob sie ihre Frauen tüßen dürfen oder des Königs Assegai. Ihnen nähere dich, Mopo! Schleich dich in ihre Herzen ein und lies darin! Im Notfall sei ihr Führer und Berater! Und das Ende von all dem wird sein, daß über kurz oder lang Tschaka vor demselben Tore stehen wird, durch das deine Weiber und Kinder jüngst gingen und das ich selbst in Bälde durchschreiten werde." So sprach Baleka und ging dann weiter. Ich aber saß noch lange sinnend da und überlegte ihre weisen, inhaltsschweren Worte. Sie hatte recht, die Brüder des Königs lebten in beständiger Furcht, auf jedem ihrer Schritte lauerte der Tod. Mir Panda allerdings war nicht viel anzusagen, denn er war janistler und furchtsamer Gemütsart. Dingaan und Umschlangana dagegen war aus anderem Holze geschnitten, und ich dachte, es ließe sich eine Keule daraus schneiden so stark und hart, daß man damit selbst einem Tschaka den Schädel zerschmettern könnte. Doch die Zeit, davon zu reden, war noch nicht gekommen; noch war Tschakas Becher nicht voll. Ich stand also auf, und ging in den Kraal meines Freundes, um meine Hand zu kurieren, die mich schrecklich schmerzte. Wie ich eben damit beschäftigt war, kam ein Bote mit der Meldung, sofort zum Könige zu kommen. In dessen Wohnung angelangt, warf ich mich sofort zur Erde nieder und bot ihm den königlichen Gruß. Er aber nahm mich bei der Hand und sprach in gnädigem Tone: „Steh auf, Mopo, mein getreuer Untertan, steh auf! Ich weiß, Schweres hast du erduldet durch Zauberkraft. Alle deine Frauen und Kinder hast du verloren, und ich meine liebe, gute Mutter! Weinet, meine Räte, weinet bitterlich über den Tod der Mutter eures Königs!" Und da jingten die Räte ringsherum laut zu weinen an. Tschaka beobachtete sie dabei genau und sagte, nachdem die Totenklage sich wieder gelegt hatte: „Höre, Mopo, kein Mensch kann mir meine gute Mutter wieder zurückgeben; da hilft kein Schmerz, keine Totenklage. Dir aber kann ich wieder Weiber und Kinder geben. Darum geh' hinein zu den Mädchen, die für den König reserviert sind, und wähle dir sechs derselben aus. Geh' auch hinaus zu den königlichen Herden und nimm davon zehnmal soviel vom Besten, was du findest. Dann ruf' meine Untertanen zusammen, damit sie dir wieder einen Kraal bauen, größer und schöner, als jenen, den du zuvor bewohnt! Alles dies gebe ich dir mit aller Bereitwilligkeit. Doch du sollst noch mehr bekommen, Mopo, ja noch etwas ganz anderes! Rache sollst du haben, Mopo, volle Genugtuung für das Unrecht, das man dir angetan! Am ersten Tag des Neumonds will ich alles Volk im ganzen Zululand zusammenrufen, auch dein eigenes Volk, der Langenistamm, soll dabei sein. Und dann, Mopo, wollen wir zusammen trauern über unser Weh, und dabei wollen wir dann auch jene kennenlernen, die solches Leid über uns gebracht. Und nun geh', Mopo, geh'! Auch ihr, meine Räte, wollet mich verlassen, damit ich einsam weine über den Tod meiner

lieben, guten Mutter!" — So hatte also Baleka ganz richtig gerechnet. Sie durchschaute klarer als irgend ein anderer die schlaue Politik Tschakas. Ich jedoch wurde wieder groß im Land, größer denn je zuvor. Ich wählte mir Vieh aus, es war fett; ich nahm mir Frauen, sie waren schön. Doch ich hatte keine Freude daran; auch wurden mir keine Kinder mehr geboren. Ich glich einem vom Blitz getroffenen Baum, alle Kerne und aller Saft war von mir gewichen. Es war, als hätte mir damals das Feuer nicht nur die Hand, sondern auch das Herz verbrannt, und die Trauer um all die Geliebten, die ich verloren, wollte nicht mehr aus meinem Herzen weichen.

11. u. 12. Kapitel. Galazi, der Wolf.

Kehren wir nun in unserer Geschichte zu Umschlopogaas zurück, den wir in dem Augenblick verließen, da die Löwin mit ihm davon rannte. Anfangs hielt sie ihn ganz sachte in ihrem Rachen; doch taumelte sie sich zu regen, da biß sie ihn scharf in die Seite; unter solchen Umständen empfand sich Ruhe von selbst! Er wandte den Blick nach dem Zelte zurück und sah hier Nada auf der Dornenfence liegen und hörte ihren Ruf: „Rettet ihn, rettet ihn!" Dann wurde es nach vor seinen Augen und es war ihm, als falle er in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte, fühlte er einen heftigen Schmerz in der Seite, und hörte hart neben sich das Brüllen einer Löwin. Es schlug die Augen auf: siehe, da war sie wieder, die Schreckliche; und ihr gegenüber stand hochausgerichtet ein großer, starker Jüngling. Er war in ein Wolfsfell gekleidet, — der schreckliche Rachen mit den grimmigen Zähnen schaute drohend von seinem Scheitel nieder — in der Linken hielt er einen Schild und in der Rechten, die er eben drohend zum Schlag erhob, eine schwere, mit Eisen beschlagene Keule. Die Löwin drückte sich auf die Erde nieder und machte sich zum Sprunge bereit, doch der tapfere Bursche wartete ihren Angriff nicht ab. Mutig rannte er auf die Bestie los und verließte ihr mit der Keule einen wichtigen Schlag auf den dicken Schädel. Der Hieb war gut, doch er töte die Löwin nicht. Diese setzte sich vielmehr auf die Hinterbeine und schlug nach ihm. Wohl fing er den Schlag mit seinem Schild auf, doch dieser prallte nun so heftig gegen seine Brust, daß er rücklings zu Boden fiel. Da brüllte und heulte er nun wie ein Wolf in Todesnoten! Die Löwin aber sprang nun auf ihn zu und fing an, ihn mit ihren Tagen zu bearbeiten. Anfangs deckte ihn noch der Schild, doch das mußte im nächsten Augenblick aufhören. Umschlopogaas sah, wie sein abgebrochener Speer etwa eine Spanne tief noch in der Löwin steckte. Schnell sprang er auf, — denn die Not gibt Kräfte, — drückte der Beflissene Schaft tiefer und tiefer in den Leib und drehte ihn in der Wunde herum. Heulend vor Schmerz und Angst wandte sich die Löwin nun ihm zu und begann, ihm Brust und Arme greulich zu zerkratzen. — Das plötzlich erscholl zuerst von ferne und dann immer näher und näher ein entsetzliches Geheul. Eine Anzahl grauer und schwarzer Wölfe kamen in mächtigen Sprüngen dorthiergerannt! Sie warfen sich jählings auf die Löwin, bissen sich in ihr fest und zerrissen sie in wenigen Minuten in tausend Stücke. Dies alles geschah mit solcher Wut, und unter solch entsetzlichem Stürzen, Würgen, Beißen und Heulen, daß dem armen Umschlopogaas neuerdings die Sinne schwanden und er wie tot dalag. Als er endlich wieder zu sich kam, fand er sich in einer

höhle auf einem Bette aus weichem Gras. Rings herum lagen allerlei Tierfelle, und neben ihm stand ein Gefäß mit Wasser. Begierig streckte er die Hand nach dem Gefäß aus, denn er fühlte in sich einen brennenden



Einheimische Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Einheimische beim Schnitzen von Löffeln. Phot. Gebr. Haefel.

so lange beiammen, haben so Merkwürdiges mit einander erlebt, und noch immer kenne ich nicht einmal deinen Namen.“ „Ich bin Galazi, der Wolf. Sulubluit fließt in meinen Adern, und ich bin mit dem großen Tschaka verwandt, denn Senzangaona, Tschakas Vater, war mein Großvater.“ „Und wie kamst du hierher, Galazi?“ „Ich komme vom Swasiland, vom Stamm der Halakazi, deren Chef ich eigentlich sein sollte. Siguhana, mein Großvater, hatte sich dagegen mit Gewalt der Herrschaft bemächtigt, und später war ihm mein Vater darin nachgefolgt. Sie waren beim Volk nicht beliebt, denn sie waren Fremdlinge, doch fürchtete man ihre starke Hand. Eines Tages — es sind noch keine zwei Jahre her — überredete das Volk sein jüngstes Weib, das aus dem Halakazistamm war, ihren Mann, den Chef, heimlich zu vergiften, was das elende Weib auch wirklich tat. Am nächsten Morgen fand ich meinen guten Vater, der mich hatte rufen lassen, in Todesnoten. „Ich bin vergiftet“, sagte er mit gebrochener Stimme, „und das habe ich jenem Weibe dort zu verdanken.“ Damit zeigte er auf seine jüngste Frau, die blaß und zitternd in der Nähe stand und sich nun selbst entsezt über das, was sie getan hatte. Das Weib war jung und schön und ich hatte sie sonst recht gerne gehabt, jetzt aber ergriff ich meinen Assegai und stieß ihr denselben ins treulose



Einheimische Handwerker in Deutsch-Ostafrika:
Einheimische beim Anfertigen eines Drachthördes.
Phot. Gebr. Haefel.

Zur, da sah er erst, daß sein Arm und die ganze Hand hochaußgeschwollen und über und über mit Wunden und Rissen bedeckt war. Er konnte sich das nicht erklären, doch endlich kam sein Gedächtnis zurück, er sah im Geiste die schreckliche Löwin wieder und hörte die bellenden Wölfe. Wo war er doch, und was war inzwischen geschehen? — Da verdunkelte sich der Eingang der Höhle, und herein trat der junge, prächtig gebaute Bursche, der mit der Löwin gekämpft hatte. Er trug einen erichlagenen Rock auf seinen Schultern, warf ihn auf den Boden der Höhle nieder und nahte sich sodann der Lagerstätte des Umschlopogaas. „So“, sagte er, „hast du endlich einmal deine Augen offen! Du hast lange geschlagen, mein Freund!“ „Ach, ich bin so hungrig!“ erwiderte Umschlopogaas, „hast du mir nichts zu essen?“ „Hungrig bist du? Nun, Zeit dazu ist es fürwahr; dann sind jetzt 12 Tage, seit ich dich durch den Wald sicher geschleppt habe. Du hast seit jener Zeit nichts genossen, als zuweilen einen Schluck Wasser, den ich dir reichte. Ja, diese Käze hat dich ordentlich zerkratzt; eindigmal glaubte ich schon, du seiest tot; zweimal war ich auch ver sucht, dir das Lebenslichtlein vollends auszuklopfen. Ich konnte dich nicht länger leiden sehen und wollte auch selbst wieder frei und ungehindert sein, hier in dem herrlichen Wald. Schließlich brachte ich es aber doch nicht übers Herz; es war ein gewisses Etwa, das mich davon abgehalten hat. Doch isz jetzt und mach, daß du wieder zu Kräften kommst, reden können wir auch nachher!“ Umschlopogaas arbeitete und nach und nach seine Gesundheit wieder, anfangs nur langsam, dann schneller und schneller. Am zehnten Tag sahen sie wieder nachts bei einem Feuer in der Höhle beisammen und begannen da folgende Unterhaltung: „Nun ist es aber Zeit“, begann Umschlopogaas, „daß wir endlich einander näher kennen lernen. Wir sind nun schon

Herz. „Das hast du gut gemacht“, sagte mein Vater, „doch bedenke, daß nicht sie allein die Schuld trägt, sondern der ganze Stamm, der ihr dazu geraten. Das Volk wird dich wahrscheinlich nicht als Chef anerkennen; sie werden dich als Fremdling vertreiben. Darum fliehe für den Augenblick, dann aber nimm gebührende Rache.“ „Vater, ich schwör es dir! Ich will Rache nehmen am ganzen Stamm der Halakazi; nur jene will ich verschonen, die mit uns desselben Blutes sind!“ „Gut gesprochen, mein Sohn! Doch sieh, mir naht der Tod; mein Auge sieht in die ferne Zukunft, und was ich dir zu sagen habe, ist das: Ein Wanderer sollst du sein, Sohn des Siguhana; wenige Jahre sind dir beschieden, doch du wirst als Held sterben, von Manneshand getötet, und nicht so elend, wie ich selbst.“ Also sprach mein Vater, dann stieß er einen Schrei aus und starb. — Ich aber zerrte nun das

tote Weib aus der Hütte und schrie das zahlreiche Volk, das sich in deren Nähe versammelt hatte, an: „Mein Vater ist tot, und nun bin ich euer Chief! Eines seiner eigenen Weiber hat ihn vergiftet; doch ich habe ihr bereits den gebührenden Lohn dafür gegeben.“

und wärmete sich in den Strahlen der Abendsonne. „Junger Mann“, redete sie mich an, „du bist groß und stark und ein trefflicher Läufer; hättest du nicht Lust, eine vortreffliche Waffe zu gewinnen, eine Keule, die alles niederschlägt, was ihr in den Weg kommt?“

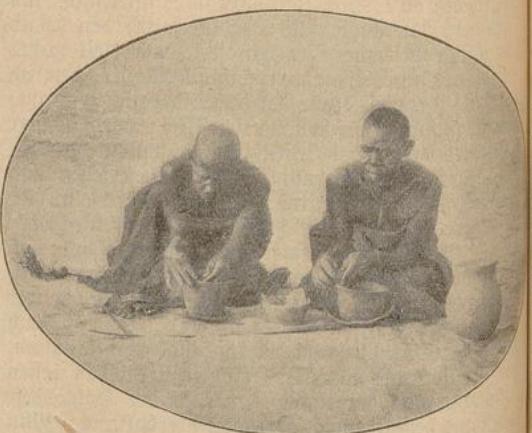
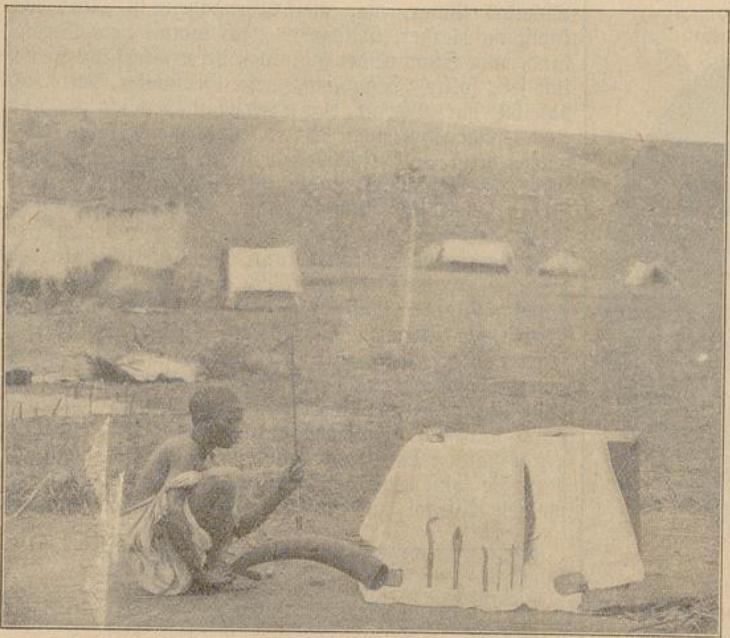
„Eine solche Keule wäre mir allerdings willkommen. Sag' mir, wo kann ich sie gewinnen?“ „Du wolltest sie also haben? Gut, so geh' morgen in aller Früh den Berg dort hinauf, dabei zeigte sie auf den Berg, auf den wir jetzt sind. „Da sitzt seit uralter Zeit die steinerne Hexe und wartet auf das Ende der Welt. Hast du jemals drittel desselben erklommen, so kommst du an einen steilen, schwierigen Aufweg. Steig' hinauf, er führt dich in einen großen, finsternen Wald, und zu Letzt kommst du auf einen freien Platz, dessen Abschluß eine große Felsenwand ist. In dieser Wand ist eine Höhle, und darin liegen die Gebeine eines Mannes. Bring' sie mir in einem Lederack herab, und als Lohn dafür sollst du die Keule haben.“ Inzwischen war allerlei Volk aus dem Kraal zusammengekommen und hörte der Rede des alten Weibchens zu. „Steig' nicht hinauf“, warneten sie mich einmüdig, „so lang du überhaupt noch etwas am Leben siebst. Der Berg ist voll von bösen Geistern. Seit Jahren hat sich kein Mensch mehr in diesen Bergwald gewagt.“

Sohn, ein verrückter Mensch, wie sie selbst, stieg hin auf, kam aber nicht mehr zurück. Seit jener Zeit fragt sie jeden Fremden, der des Weges kommt, ob er die Keule nicht verdienen wolle.“ „Glaub' ihnen nicht,“ schrie nun die Alte, „sie lügen, es sind keine bösen Geister auf jenem Berge, nur Wölfe. Es sind die Gebeine meines Sohnes in jener Höhle, ich habe sie im Geiste gesehen. Wie gerne wollte ich sie herabholen, doch meine alten Glieder sind zu schwach dazu. Diese Männer aber hier sind Feiglinge. Ach, es gibt keinen Mann mehr, seit mein Gatte nach rukumvoller Gegenwehr von den Sulus erschlagen wurde.“ „Nun, gutes Mütterchen, ereifere dich nicht so sehr!“

Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Eingeborne bei der Bearbeitung eines Elefantenzahnes.

Phot. Gebr. Hackel.

„Sch! her!“ Dabei kehrte ich die Tote um, sodass jeder Mann ihr Gesicht sehen konnte. Nun war aber auch der Vater dieses Weibes zugegen. Der fing ein entsetzliches Geschrei an: „Wie, ihr Männer, sollen wir von einem Fremden so etwas dulden? Und soll dieser Hund von einem Sulu unser Chief sein?“ „Niemals, niemals!“ schrien alle zusammen. „Der Alte ist tot, nun soll auch seine Brut verderben!“ Mit diesen Worten gingen sie auf mich los. — Ich sprang zur Seite, schlug den Haupschreier, den Vater jenes Weibes, über den Haufen und rannte dann mitten durch sie hindurch. Keiner rührte mich an, und keiner versuchte es, mich einzuholen. Denn du musst wissen, dass mich kein Mensch im Wettkampf einholte, sobald ich nur einmal festen Boden unter den Füßen habe.“ „Nun, da möchte ich es doch auch einmal auf eine Wette ankommen lassen“, bemerkte lächelnd Umschlopogaas, der seinerseits als der schnellste Läufer von ganz Sulu-land galt. „Zuerst musst du gehen lernen, mein Kind, dann können wir erst von einem Wettkampf reden“, erwiderte mit überlegenem Selbstbewusstsein Galazi. „Erzähle weiter; deine Geschichte interessiert mich.“ „Nun gut, ich floh also aus der Gegend des Halakazi-Stammes fort und kam ins Zululand. Hier wollte ich zu Tschaka, meinem großen Vetter, gehen, doch ein alter Mann, bei dem ich übernachtete, riet mir davon ab. „Tschaka ist kein Freund von nahen Blutsverwandten“, sagte er, „und wer bei ihm sein gutes Recht sucht, findet dabei nicht selten den Tod.“ Das leuchtete mir ein, und so wanderte ich wieder weiter. In der dritten Nacht kam ich zu einem kleinen Kraal. Er stand in der Nähe eines Flusses, am Fuße eines gewaltigen Berges. Vor der Hütte saß ein uraltes, runzeliges Weibchen



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Eingeborne Löpfer.
Phot. Gebr. Hackel.

„Vielleicht findet sich doch ein Mann, der es wagt, da hinaus zu gehen; doch sag' mir, könnte ich nicht deine alte einmal sehen?“ Da ging das Weibchen in ihre Hütte hinein und kam nach einer Weile mit einer mächtigen Keule, die sie mit beiden Händen am Boden aufschleppte, wieder heraus. Freund, das war in der Tat eine Keule! Doch, ich hab' sie ja hier und du hast sie schon einmal gesehen, damals, als ich den bekannten Staub mit deiner Löwin bestand. „Schau sie einmal genau an,“ sprach die Alte, „sie ist wahrlich eines Wades wert. Da sieh, wie groß, wie knotig und schwer, um ringsum mit Metall beschlagen, das schon ganz stark geworden von all den vielen Streichen, die man damit geführt.“ „Hat die Keule einen eigenen Namen?“ fragte ich die Alte. „Gewiß, sie heißt die Donner-Keule; fünf Helden haben sie bisher im Kampf getragen und haben 173 Feinde damit erschlagen. Wer sie hat, weicht vor 20 bis 30 Feinden nicht zurück, und wenn er fällt, so fällt er nur als Held. Nur eine Waffe hält den Vergleich mit ihr aus in ganzem Sululand, das ist die „Blitz-Axt“ des Schildträgers, des großen Hauptlings drüben in jenem Land. Wo aber die Donnerkeule und die Blitzaxt zusammenhalten, da ist der Sieg gewiß, so wahr die Sonne am Himmel steht.“ — Natürlich wuchs mein Entzangen, die selteue Keule zu bekommen, immer mehr. Ich hielt und wog sie in meiner Hand und führte ständig manchen Streich in die Lust. Da sagte das Weibchen: „Läß es sein, die Donnerkeule ist nicht für dich; du bist noch ein Kind! Ich muß mir einen andern suchen, einen Mann!“ „Nur sachte, Mütterchen, bitte! Sag' mir, willst du mir nicht diese Keule liehen? Ich dächte, mit ihr könnte ich es leichter machen, jenen Berg dort zu ersteigen, und brauchte mich weder vor Wölfen noch vor bösen Geistern zu fürchten.“ Da lachten alle Anwesenden hellauf, die mich aber sah mich lange prüfend an und sagte dann: „Junge, du hast ein ehrliches Gesicht, ich weiß, du mögest mich nicht. Da, nimm die Donnerkeule, geh!“

begann der Wald. Da standen Bäume, so hoch, so breit und mit so dichtem Blätterdach, daß kein Sonnenstrahl mehr durchdrang. Es ward mir ganz eigenmäßig zu Mute in diesem geheimnisvollen Halbdunkel und dem sonderbaren Zwielicht. Geister sah ich nicht, aber große, sonderbare Schlangen sah ich wiederholt über den steilen Pfad kriechen; vielleicht waren dies die Geister, die hier hausen sollten. Auch war es mir zuweilen, als sähe ich die Schatten großer, grauer Wölfe hier und da zwischen den Bäumen dahinhüpfen. Ich machte Rast, nahm etwas Speise zu mir, die ich in dem Ledersack



Das fernschreibende Telephon von Gustav Erzanna.
Phot. Dannenberg & Co.

mitgenommen und kam, als sich die Sonne schon allgemach dem Untergang zuneigte, endlich oben auf der Plattform an. Doch genug für heut. Ich sehe, du bist müde und schlaftrig. Morgen will ich meine Geschichte weiter erzählen. Doch sag' mir jetzt auch, wie du heißt. „Ich bin Umschlopogaas, der Sohn des Mopo. Bei Gelegenheit will ich dir auch meine Geschichte erzählen, doch für heute wollen wir schlafen.“ Ich bemerkte eine eigenmäßliche Bewegung an Galazi, als ich meinen Namen nannte. Doch er sagte nichts, sondern deckte mich stillschweigend mit einigen Tiersellen zu; er selbst aber legte sich ohne eine Decke auf den nackten Boden nieder. Noch lange dachte ich über seine merkwürdige Erzählung nach; draußen vor der Höhle aber heulten die Wölfe, denn sie rochen Menschenblut. (Fortsetzung folgt.)

Ich beylückwünsche Sie zu dieser genialen Erfindung.
Ich beylückwünsche Sie zu dieser genialen Erfindung.
Gisbert Kapp. Gisbert Kapp.

Schriftprobe des fernschreibenden Telephons. Links die Originalhandschrift, rechts die Wiedergabe durch den Fernschreiber. Phot. Gebr. Hoevel.

auf den Berg und bring mir die Gebeine meines Bruders herab. Das wird dir Ruhm und Ehre einbringen und du sollst dereinst eines Helden-todes sterben. Sollte dir aber morgen etwas Menschliches begegnen, so sei die Keule mit dir verloren, ich will dann nichts mehr von ihr wissen!“ — Beim ersten Morgenrufen des andern Tages stand ich auf, nahm meinen Schild und die Donnerkeule und machte mich auf den Weg. Zuerst hatte ich einen breiten, reißenden Fluss zu durchwaten; das war nicht ohne Gefahr, doch ich kam zuletzt glücklich durch. Rüstig wanderte ich fort; gegen Mittag war ich bei dem steilen Aufstieg. Wenn du einmal hinreichend bei Kräften bist, mein Freund, mög' du ihn mit mir erklommen! Ich wette, so steil und so hoch bist du dein Lebtag nicht gestiegen. Nun

Der Fernschreiber.

Bei allen zur telegraphischen Übermittlung von Handschriften oder Bildern dienenden Apparaten kommt der sogenannte „Synchronismus“ zur Anwendung, d. h. es muß an der Gabe-, ebenso wie an der Empfangsstation je eine Walze vorhanden sein, die sich beide genau gleich drehen. Dieser Synchronismus, den Professor Korn bei seinem System zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet hat, bedeutet unstreitig eine Erleichterung des ganzen Verkehrs, da bei der geringsten Ungleichheit im Gang der beiden Walzen Verzerrungen und Verschiebungen des telegraphierten Bildes oder der telegraphierten Schrift eintreten. Ein Apparat,

der diese Missstände in glücklichster Weise vermeidet, ist der von Ingenieur Gustav Erzanna in Steglitz erfundene Fernschreiber (siehe die beiden Abbildungen auf Seite 119), der von der ziemlich einfachen, jedermann aus den Anfangsgründen der Mathematik her bekannten Tatsache ausgeht, daß jeder Punkt auf einer Fläche durch zwei auf ihm sich kreuzenden Linien genau bestimmt ist. Diese Linien nennt man die „Ordinaten“ und die „Abszisse“. Schreibt man also auf einer Fläche mittels eines Stiftes, so läßt sich die Lage jedes einzelnen Punktes der Schriftzüge nach dieser Methode genau feststellen. Erzanna verbindet nun seinen Schreibstift mit zwei Reihen elektrischer Widerstände, von denen die eine Reihe den Abszissenlinien, die andere den Ordinatenlinien entspricht. Bei jeder Stellung des Schreibstiftes wird eine bestimmte Anzahl der einen und der anderen Art von Widerständen in einen elektrischen Stromkreis eingeschaltet. Durch dieses Einschalten der beiden Widerstände ergeben sich für jeden Punkt der Schreibfläche zwei ganz bestimmte Stromstärken, so daß also jede Stellung des Schreibstiftes durch das Einschalten zweier bestimmter Widerstände und demzufolge durch das Auftreten zweier bestimmter Stromstärken repräsentiert ist. Diese elektrischen Ströme von verschiedenen Stärken für jeden Punkt der Schreibfläche werden durch die Leitung nach der Empfangsstation fortgeleitet und gelangen dort in zwei kleine Elektromagnete, zwischen denen sich eine Magnetenadel befindet, auf der ein kleines Spiegelchen befestigt ist. Diese bewegliche Magnetenadel wird durch die Magnete in ihrer Stellung beeinflußt, und zwar bringt der eine Magnet wieder die Ordinaten-, der andere wieder die Abszissenbewegung hervor. Ein auf das Spiegelchen fallender feiner Lichtstrahl wird also von diesem reflektiert und muß sonach genau dieselben Bewegungen machen, die der Schreibende mit dem Schreibstift vollführt. Diese Bewegungen des Lichtstrahls finden auf lichtempfindlichem Papier statt, auf dem also dieselbe Schrift entsteht, wie sie am Geheorte niedergeschrieben wurde. In den Erzannaschen Apparaten dürfen wir zweifellos eine der genialsten Erfindungen der Neuzeit erblicken, und der berühmte Elektrotechniker Gisbert Kapp, der langjährige Generalsekretär des Elektrotechnischen Vereins zu Berlin und gegenwärtig Professor der Elektrotechnik in Glasgow, hat entschieden seiner innersten Überzeugung Ausdruck gegeben, wenn er die auf Seite 119 abgebildeten Worte auf dem Erzannaschen Fernschreiber niederschrieb. Mittels desselben lassen sich nicht nur Bilder auf telegraphischem Wege übertragen, sondern es läßt sich auch, da der Apparat an jede Telephonleitung angeschlossen werden kann, zu einem telephonischen Gespräch gleichzeitig eine zeichnerische Erklärung dadurch geben, daß man beim Sprechen die Skizze niederzeichnet, die dann am Empfangsorte fast gleichzeitig mit der Niederschrift erscheint. Auch im Bankverkehr dürfte dieser Apparat insofern eine Rolle spielen, als sich telephonische Geldanweisungen durch gleichzeitige Übermittlung der Unterschrift als echt bezeugen lassen und dies um so mehr, weil die photographische Schrift auch das Schreibtempo wiedergibt, so daß man den Fälscher, der Buchstaben für Buchstaben der Unterschrift langsam nachmalt, schon daran leicht erkennen kann. Ebenso lassen sich auch im Gegensatz zu allen übrigen Appa-

raten durch Ausschneiden des bereits Geschriebenen Korrekturen anbringen, und schließlich kann man den der beim telephonischen Anruf nicht anwesend ist, das was man ihm zu sagen hat, schriftlich übermitteln. Der Apparat arbeitet mit Schwachstrom und kann daher an jede Telephonleitung angeschlossen werden. Versuche haben bis zu einer Entfernung von 200 Kilometern günstige Resultate ergeben.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Gablingen, Wangham, Kochturm, Rottenburg, R.A., Rath Roth, Hochhausen, Raunsburg, Lindenberg, Holzheim, Neuhof, Scheidegg, München, Karlsruhe.

Danksagungen

sind eingegangen aus: Deggingen, Schärding, Vespermühl, Villach

Gebetsempfehlungen.

Um Fortschritt im Studium. Wichtigkeiten. Schwer geprüfte Familien. Erlangung guter Stellen. Ordentliche Examen. Um Segen bei wichtigen Unternehmungen. Heilung von Sündern. Erkommunitanten. Sinnesänderung. Viehkrankheiten. Standeswahl. Um glückliche Operationen. Unglückliche Bäuer. Bedrängte Familien. Glückliche Heirat. Belebung von irrgläubigen Mutter. Belehrungen. Frieden in Familien. Ausleidende. Hausverkauf. Verhütung von Aergernissen. Trauhaftigkeit. Einige Priester. Um gute Anstellung. Guten Geschäftsgang. Kindererziehung. Ein Exkommunizierter. Schweregeprüfte Menschen. Zornmütige. Feindselige. Dem Fluchen. Ergebnis. Ungeduldige Söhne und Töchter. Verirrte. Seelenansiegen. Glaubensstöße. Glückliche Seereise. Gemütskränke. Glückliche Entbindungen. Unzige Chegatten. Schwermütige. Um gute Seelsorger. Um glückliche Wendung eines Unglücks.

Memento!

Bon unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltätigkeitsbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebet unserer Leser empfohlen:

Franziska Zizler in Wien. Karol Bittor zu Durini in Rudolfswerth. Gabriel Seidl in Mühlau. Frau N. Sommerhofer in Weiz. Johann Hohensteiner in Seitenstetten. Katharina Eugenberger in Waldzell. Frau Fröhlich in Warasdorf. Franz Pawet in Linz. Barbara Greber in Schoppernau. Johann Ascher in Brandenberg. Rosaline Ziser in Hürm. Philipp Felber in Groß-Florian. Jakob Petermel in Bischofslack. Magdalena Baumruk in Wien. Kath. Pejrez in Gramastetten. Franz Glaw in Wien. Magdalena Zischler in Horb. Margaretha Franz in Eßingen. Josefa Vollmar in Rangen. Kunigunda Haag in Rohrbach. Elise Bittl in Neuötting. Josef Müller, Pfr. in Altenmarkt. Herr Benz in Wolfshag. Anna Bärl, Helena Kallmünzer und Elisabeth Prechner in Siegenburg. Hochw. H. P. Bendix in Gottwald in Wil. Magdal. Mayr in Kempten. Pauline Bauer in München. Euphrosine Wohlgemuth in Mehlsack. Elisabeth Jörg in Lippenheim. Sophie Greiderer in Rosenheim. Matthias Höller in Ettenseim. Vittoria Martin in Barr. Karolina Sammler in Holstein. Sophie Wanner in Erstein. Maria Barbara Lutz in Stalldorf. Joh. v. Gott, Pfr. in Kiefersfelden. Barb. Pracht in Troibach. Frau Schuler in Kolnau. Hochw. H. Jäger, Kaplan in Luzern. Frau Wenninger in Massing. Anna Zier in Wollbach. Hochw. H. Beneß. Joh. Schwarzböck in Höhenburg. Sophie Auer in Überlingen. Frau Helland in Östergell. Anna Donbauser in Vilseck. Hochw. Herr Erzpriester Gustav Loßnitsch in Breslau. Hochw. Herr Generalvikar J. B. Maurer in Bamberg. Anton Zöller in Monfeld. Hochw. Herr Pfr. Joh. Gr. Pfr. in Dietenheim. Anna Merzel in Hemhofen. Albert Bierheimer in Kienberg. Hochw. Herr Stadtprf. Leonh. Waßermann in Markt. Priv. König in Günzburg a. D. Nikolaus Theis in Börringen. Elisabeth Tombrok in Seppenrade. Petronella Pöhl in Köln. Franz Frohwein in Styrum. Heinrich Vochorst in Schwege. Hermann Wiedach in Loope. Wilhelm Schneider in Broich. Klara Hülsmann in Hiltrip. Frau Anna Mathie in Ingenthal. Hrl. Theresia Delius in Goesfeld. Irln. Walburga Zenior in Reute. Chrm. Schw. M. Ildephonsa in Bockholz. Herr Beck in Würzen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Übereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropf in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.